AUSGABE 2014

Wolfegger Blätter

Spuren des Ersten Weltkrieges

Persönliche Erinnerungsstücke aus Oberschwaben und dem westl. Allgäu

Janine Uhlemann und Andrea Schreck | Sonderausstellung 1. Weltkrieg
Bernd Auerbach | Der bäuerliche Torfstich und das Staatliche Torfwerk im Reichermoos
Stefan Zimmermann | Und danach? Lebenswege von Schwabenkindern
Karlheinz Buchmüller | Erhalte das Alte: Vorstellung der 2013 prämierten Höfe

JAHRESRÜCKBLICK 2013

Impressionen

Der Förderverein dankt allen Mitgliedern für Ihre ehrenamtliche Hilfe und finanzielle Unterstützung.

Editorial

Liebe Freunde des Wolfegger Museums,
liebe Mitglieder des Fördervereins,

vor sich haben Sie die neueste Ausgabe der Wolfegger Blätter 2014 – erstmalig in Farbe. Als Vorsitzender der Fördergemeinschaft möchte ich hier die Möglichkeit ergreifen, das Jahr 2013 aus Sicht der Fördergemeinschaft Revue passieren zu lassen.

Wie jedes Jahr eröffneten wir das Museumsjahr im März mit der Mitgliederversammlung. Den Hauptpunkt unserer Tagesordnung bildete die traditionelle Häuserprämierung. Außerdem wurde der Abend mit Vorträgen von der Museumsleitung und Frau Rückgauer von der Denkmalpflege des Landratsamtes Ravensburg abgerundet.

Unter der Überschrift „Heimatkunde wie sie nicht im Schulbuch steht“ hat die Fördergemeinschaft in Zusammenarbeit mit der Gemeinde Wolfegg die erfolgreiche Vortragsreihe fortgeführt. Mit den Themen „Auswandererschicksale aus Oberschwaben im 18. und 19. Jahrhundert“, „Was macht eigentlich der Leiter einer Fürstlichen Kunstsammlung den ganzen Tag“ und „Ernährung nach Hildegard von Bingen“ wurde bei vielen Zuhörern das Interesse geweckt. Auf insgesamt fünf Veranstaltungen des Museums wie Blümlesmarkt, Museumsfest, Eselmarkt usw. waren wir mit der Betreuung des Käsestandes auf dem Museumsgelände präsent. Der dabei erzielte Erlös kommt immer dem Museum direkt zu gute. Unbemerkt im Hintergrund aber von der Museumsleitung sehr geschätzt ist die Unterstützung und die Mitarbeit der Fördervereinsmitglieder bei Großveranstaltungen im Museum.

Am 20.Juni 2013 hat die Fördergemeinschaft für ihre Mitglieder eine Führung durch die Ausstellung „Auf Tuchfühlung“ im Ravensburger Humpisquartier organisiert. Die Bedeutung der Tuchherstellung und dessen Verbreitung in ganz Europa wurde dabei sehr gut dargestellt. Bei der abschließenden Einkehr kam auch der gesellige Teil der Gruppe nicht zu kurz.

Als Mitglied der Fördergemeinschaft und in Zusammenarbeit mit dem Schwäbischen Heimatbund führte uns Herr Dr. Weller am 12.09.2013 durch die im Bauernhausmuseum präsentierte Ausstellung „Württembergisches Allgäu“, das 2013 als „Kulturlandschaft des Jahres“ ausgezeichnet wurde. Hier wurde den Teilnehmern bildlich und in Texten die Schönheit, aber auch die Besonderheit unserer Landschaft, von Herr Dr. Weller erläutert.

Am 26.09.2013 hat die Fördergemeinschaft auf das Museumsgelände eingeladen. Es waren Mitarbeiter des Museums, Mitglieder der Fördergemeinschaft und die Museumsleitung gekommen, die zusammen mit Herr Prof. Dr. Konold von der Universität Freiburg als Fachmann für Kulturlandschaft das Museum mit kritischem Blick betrachteten und anschließend in der Museumsgaststätte heiß diskutierten. Sinn der Veranstaltung war die Meinung eines externen Fachmannes zu Weiterentwicklung des Museums zu erfahren.

In vier Vorstandssitzungen über das ganze Jahr 2013 verteilt wurden diese oben aufgeführten Aktivitäten und vieles mehr geplant und beraten. Sie sehen, auch 2013 war die Fördergemeinschaft mit ihren Mitgliedern keineswegs ein untätiger Verein, nein im Gegenteil, wir waren auch 2013 sehr aktiv im Hintergrund des Museums tätig.

Abschließend wünschen wir, das sind Herr Auerbach als Redakteur der Wolfegger Blätter und ich als 1. Vorsitzender, viel Vergnügen beim Lesen der Wolfegger Blätter 2014. Und nicht vergessen: Das Bauernhausmuseum Wolfegg ist immer ein Besuch Wert!

Ihr Redakteur
Bernd Auerbach

Ihr 1. Vorsitzender
Eberhard Lachenmayer

14/18
Erinnerung an einen Weltkrieg

Abb. 1: Kriegsbeginn August 1914: Verabschiedung von Soldaten am Ravensburger Bahnhof

von Janine Uhlemann und Andrea Schreck

Im Ersten Weltkrieg starben etwa 10 Millionen Soldaten sowie 7 Millionen Zivilisten eines gewaltsamen Todes, weitere 20 Millionen Soldaten wurden verwundet. Fast 70 Millionen Menschen standen unter Waffen, etwa 40 Staaten waren insgesamt an den Kriegshandlungen beteiligt.
Bereits in den 1920er Jahren war die Ansicht verbreitet, Europa sei von einer Naturkatastrophe, einer Apokalypse heimgesucht worden. In Frankreich und England ist noch heute vom „Großen Krieg" die Rede. Auch in der Wissenschaft und den Medien wird der Erste Weltkrieg als „Urkatastrophe" interpretiert. In Deutschland hingegen scheint die Erinnerung an diesen Krieg weitgehend vom Trauma des Dritten Reiches und des Zweiten Weltkrieg überlagert worden zu sein.
2014 jährt sich nun der Beginn des „Großen Krieges" zum hundertsten Mal. Aus diesem Anlass lässt das Bauernhaus-Museum Wolfegg in einer Sonderausstellung Zeitzeugen aus den Dörfern des Kreises Ravensburg zu Wort kommen, die ihre Kriegserlebnisse in Feldpostbriefen, Tagebüchern und Fotografien festgehalten haben.

Der Krieg der Massen

Im Jahr 1913 hatte die Gemeinde Wolfegg 2445 Einwohner. Etwa 300 Männer, also fast 13 Prozent der Dorfbevölkerung, wurden 1914 als Soldaten eingezogen. Bei Kriegsende kehrten 200 Männer wieder zurück – ein Drittel der Eingezogenen war gefallen.

Diese Zahlen entsprachen denen des gesamten Reiches, das mit 2 Millionen toter Soldaten von über 13 Millionen Eingezogenen die traurige Spitze aller

beteiligten Länder bildete. Von den zurückgekehrten Soldaten waren darüber hinaus 4,8 Millionen verwundet.

Der Erste Weltkrieg gilt in der Geschichtsschreibung nicht zuletzt aufgrund der unglaublichen Anzahl toter und verkrüppelter Soldaten als ein „Krieg der Massen". Die Dimension des Krieges zeigte sich bereits im August 1914 in der Grenzschlacht bei Longwy, der ersten großen Schlacht in der Soldaten der württembergischen Armee kämpften: Alle Erwartungen und Befürchtungen wegen der mörderischen Waffen waren weit übertroffen, schrieb General Otto von Moser 1920 in seinem – tendenziell heroisierenden – Werk über das württembergische Heer im Ersten Weltkrieg.

Aber auch in einem „Krieg der Massen" waren die individuellen Kriegserfahrungen der Soldaten je nach Bevölkerungsschicht, Alter und Herkunft sehr unterschiedlich und hatten ebenso unterschiedliche Auswirkungen. Dies trifft auch auf Kriegsteilnehmer aus ländlichen Regionen zu.

Generell lässt sich sagen, dass Dienstknechte und Bauernsöhne in der Regel eher an der unteren Stelle der Hierarchie in der Armee standen, sie galten wohl auch als leicht einzuschüchtern. Sie waren häufiger von Gewalt und sexuellen Übergriffen durch vorgesetzte Offiziere und Unteroffiziere betroffen als Soldaten nichtbäuerlicher Herkunft.

Darüber hinaus hielten Soldaten, die im Zivilleben als ländliche Dienstboten gearbeitet hatten, den Belastungen des Soldatenlebens besser stand, als solche, die aus vermögenden bäuerlichen Familien kamen. Einem Knecht oder Kleinbauernsohn war im Gegensatz zu einem vermögenden Bauern harte körperliche Arbeit alltäglich und das Anerkennen von Autorität vertrauter.

Es entwickelten sich einzelne Freundschaften, die tatsächlich auf persönlichen Bindungen basierten; oft gab es einen sogenannten „besten Kameraden". Die im Krieg viel propagierte allgemeine Kameradschaft unter Soldaten existierte in der Realität allerdings kaum. Soldaten ländlicher Herkunft pflegten persönliche Kontakte vor allem mit Kameraden aus ihrem sozial oder auch regional engeren Umfeld.

„Wer weiß, ob wir uns noch einmal wiedersehn…" – Der Krieg im Spiegel persönlicher Dokumente

1. Anton Romer aus Wolfegg

So Gott will, kann ich Euch dann alles mündlich erzählen. Wir hoffen auf eine baldige Entscheidung, schrieb der 24 jährige Anton Romer aus Wolfegg am

Abb. 2: Anton Romer mit seiner späteren Frau bei Kriegsbeginn

16. August 1914 von der französischen Front an seine Eltern. Er diente im Infanterie-Regiment König Wilhelm I (6. Württembergisches) Nr. 124, gelangte jedoch nach einer Verwundung, die ihn fast das gesamte Kriegsjahr 1916 fern der Front gehalten zu haben scheint, in das Infanterie-Regiment 476 zur 10. Kompanie. Anton Romer wurde gleich zu Kriegsbeginn eingezogen. Zunächst als Feldwache tätig, wurde er bald als Radfahrer eingesetzt. Auch der zehn Jahre ältere Bruder Josef war Kriegsteilnehmer. Der Vater der Brüder Romer war Kellermeister im Schloss Wolfegg und selbst Kriegsteilnehmer im Deutsch-Französischen Krieg 1870/71.

Wie Anton Romer, gingen nahezu alle Militärs, Soldaten und Zivilisten von einem schnellen Krieg aus. Allgemein war die Überzeugung verbreitet, man sei „Weihnachten wieder zuhause". Tatsächlich sah die Realität an der Front bereits im Herbst 1914 anders aus. In Flandern und Frankreich war der geplante schnelle Vormarsch des deutschen Heeres sehr schnell ins Stocken und schließlich fast gänzlich zum Erliegen gekommen.

Anton Romer, der zu diesem Zeitpunkt im Argonnerwald kämpfte, beschrieb die Situation in Briefen an die Heimat wie folgt:

Wir haben uns hier schon ganz zur Belagerung eingerichtet. Wir haben Hütten, Lager, ja die reinsten unterirdischen Festungen gebaut. […] Wir liegen im-

mer noch im Argonnerwald, wo wir uns allmählich zu den reinsten Höhlenbewohnern entwickeln. Wir bekommen wieder ziemlich starkes Granatfeuer, das aber nicht viel Schaden anrichtet. Einige trifft es ja immer, die ihr Leben lassen müssen. [...]

Nicht ohne Humor beschreibt er auch den Stellungsbau:

Ich bewohne mit meinem Feldwebel und dem Kompanieschreiber eine Höhle, die sog. drei-Schwabenhöhle. Es ist in der Bude ganz gemütlich, wir haben einen Herd zum Kochen, den ich selbst gebaut habe. Während des Bewegungskrieges hatte ich allerdings nichts Schönes, da waren wir Tag und Nacht auf der Fahrt, so dass an Schlaf kaum zu denken war. Auch die Gefahr ist nicht mehr so gross, wenn auch die Granaten ab und zu 5-6 Meter von unserer Höhle einschlagen.

Im Dezember werden die Kämpfe offenbar heftiger:

Ietzt [sic] ist das ganze Regiment auseinandergerissen. Zwei Battallione [sic], das i. u. 2., liegen noch in den Argonnen u. wir beinahe 30km südlich davon, auf einer Hühe [sic] vor Verdun, von der aus man mindestens 50km des feindlichen Vorgeländes überblicken kann. Die Franzmänner griffen in den letzten Tagen fast jeden Tag an, was aber jedesmal blutig für sie endete. Jetzt haben sie scheints genug, sie sind seit dem heil. Abend nicht mehr gekommen. Sie haben bei den letzten Angriffen Tausende von Toten gehabt; allein vor unserem Schützengraben liegen mindestens 600 tote Franzosen, die man nicht begraben kann.

Abb. 3: Ravensburg, 03. August 1914: Soldaten der württembergischen Armee nach ihrer Einkleidung

Der nüchterne Ton der Berichte Romers ist typisch und findet sich in der Feldpost zahlreicher deutscher, aber auch englischer Soldaten wieder. Es scheint, dass das Töten und Verwunden eben „dazugehörte“. Generell finden sich in der Feldpost der Soldaten vor allem Floskeln und nüchterne Sachberichte. Schilderungen des Grauens und die Belastung, die das Erlebte für die Soldaten bedeutet haben muss, sind hingegen sehr selten und wurden meist nur vage angedeutet. Der Umgang mit der Möglichkeit des eigenen Todes erscheint oft überraschend lapidar – auch bei Anton Romer:

Es ist nur gut, dass nicht jede [Granate] trifft, denn sonst wäre ich auch schon lange nicht mehr am Leben. [...] Doch ich denke, die Kugel, die mir geweiht sein soll, die trifft mich auch; und wenn es Gottes Wille sein soll, dann bleibe ich auch vorne verschont.

Das Risiko des eigenen Todes wird hier im Vertrauen auf ein vorbestimmtes Schicksal hingenommen, es wird als nicht kalkulierbar und von Gott bestimmt empfunden. Offenbar – dafür sprechen viele weitere Feldpostberichte – lag die Möglichkeit der eigenen Verwundung oder gar des eigenen Todes jenseits der Vorstellungskraft. Soldaten hielten sich in gewisser Weise für unverwundbar. Die Todesangst wurde soweit als möglich ausgeblendet. Fiel der „beste Kamerad“ des Soldaten, erfuhr dieses Gefühl der Unverwundbarkeit häufig eine tiefe Erschütterung – der Tod rückte in das unmittelbare, emotionale Bewusstsein. Anton Romer erlebte dies im Frühjahr 1917:

Heute bin ich ganz niedergeschlagen. Ja ich muss gestehen, dass ich ganz unbändiges Heimweh habe. Ich habe meinen besten Kameraden verloren. Wir lagen an einem Hang nebeneinander, als plötzlich einige Schapnels [sic] über uns krepierten. [...] Eine Schrapnelkugel hatte ihn in den Kopf getroffen und ihn auf der Stelle getötet. Schon oft habe ich Kameraden fallen sehen, noch nie ist es mir so nahe gegangen. Jetzt komme ich mir ganz verlassen vor. [...] Wer weiss, ob wir uns noch einmal wiedersehen.

Dieser Brief ist der erste Romers, in dem sich Resignation andeutet. Danach folgt zunächst eine gewisse emotionale Aufrichtung, die jedoch nicht lange anhält. Im Juli 1917 ist Anton Romer nach längerem Aufenthalt im Lazarett wieder in Stellung, und seine Zuversicht schwindet zunehmend:

Ich bin schon 14 Tage in Stellung. [...] Die Welt ist ja so falsch u. hinterlistig; wenn ich darüber

nachdenke, so komme ich immer auf den Standpunkt, daß der Heldentod die einzige u. wahre Erlösung wäre. Es ist mir ja nur um Euch u. die lieben Eltern, die doch auch eine bessere Zeit erhoffen.

Ein letzter Brief aus dem Feld vor Verdun datiert auf den 23. August 1917:

Wir liegen wieder in Stellung, diesmal bei Beaumont. Es herrscht viel dicke Luft hier, schweres Feuer, wir erwarten stündlich einen Angriff.

Es folgte ein Lazarettaufenthalt im August; im September die kurze Nachricht an die Familie, er sei wieder wohlauf.

Anton Romer überlebte, wie auch sein Bruder Josef, den Krieg. Am 20. August 1918 kündete er seiner Familie von Gräfenmacher aus seine Rückkehr in die Heimat an, wo er am 10. Dezember 1918 eintraf. Er hatte zwischen 1914 und 1918 an der Aisne, in den Argonnen, in der Champagne, am Mont Cornillet und bei Verdun einige der schlimmsten und verlustreichsten Schlachten des Ersten Weltkrieges miterlebt.

2. Albert Weiß aus Albers bei Gospoldshofen

Albert Weiß wurde am 04. Februar 1890 geboren und hatte seinen Militärdienst von 1910 bis 1912 als Musketier ebenfalls im Infanterie Regiment König Wilhelm I (6. Württembergisches) Nr. 124 in der 8. Kompanie abgeleistet. Der 24jährige Sohn eines Landwirtes wurde mit Kriegsbeginn eingezogen.

Anders als bei Anton Romer handelt es sich bei dem Bericht des Albert Weiß nicht um Feldpost, sondern um sein Kriegstagebuch. Da beide bis 1915 im gleichen Regiment dienten, ergänzen sich einige Informationen.

Generell ist dieses Tagebuch jedoch, anders als die Feldpostbriefe Romers, nicht zur Lektüre anderer bestimmt. Die Notizen sind daher kurz und stichwortartig. Auch sind die Beschreibungen ausführlicher und enthalten individuelle Eindrücke, die sich ausschließlich auf die persönlichen Kriegserlebnisse des Albert Weiß beziehen.

Hier erhalten wir unter anderem genauen Bericht über das Einrücken der Truppen nach der Mobilmachung:

1914 Beginn des Krieges. / Erster Mobilmachungstag 2. August 1914 am 3. Aug. eingerückt nach Weingarten, sofortige Einkleidung mit Feldgrauer Uniform. Quartier bezogen im Fechtsaal. In der Frühe des 4. Aug. Abmarsch einer Kompaniestarken Abtlg. nach Friedrichshafen zur Bewachung der Zeppelinwerke. Gleich selbigen Tags auf Wache. Quartier in der Fliegerkaserne Löwental. [...] Am 7. Sept. nach Kisslegg zum Pferdetransport. In Ravensburg eingeladen, Fahrt nach Ludwigsburg zurück am 10. Sept. Am 11. Sept. Abmarsch eines Transportes ins Feld. 12. Sept. Feuerwehrübung. 18. Sept. Einkleidung in Feldgarnitur. In folgenden Tagen noch exerzieren, umziehen in Privatquartier. Reisemärsche Waldburg, Schlier, Großbaumgarten.

Abb. 4: Albert Weiß (erste Reihe, Erster von rechts) mit Kameraden im Schützengraben

Weiter beschreibt Weiß detailliert den ersten Abmarsch ins Feld:

Oktober 1914. / Am 5. Abmarsch ins Feld nach vorausgehendem Feldgottesdienst im innern Kasernenhof. Begleitet von der Musik ging es zum ersten Mal hinaus aus dem Städtchen, wohin wenige mehr zurückkehren sollten.

Vor allem aufgrund seinen Informationen über das soldatische Alltagsleben sind die Tagebucheinträge des Soldaten Weiß aufschlussreich.

23. Nächtliche Schanzarbeiten. 24. Okt.[1914]

Den Tag zuvor gemachten Schützengraben wieder zugeworfen. 25. Hüttenbau vor Fey. 26. Desgleichen. 27. Auf Feldwache, Gefechte links von Fey. / 1. Nov. Erster Gefallener durch Selbstschuss. Bis 10. Nov. Wache Schanzarbeiten. 16. Nov. Abmarsch in Hexenkessel Priesterwald zur Verstärkung in kalter Nacht, bei durchnässten Kleidern im Freien zugebracht. 17. In Gefechtsstellung zum Sturm bereit. V[i]z[e]f[e]l[d]w[ebel]. Erat gef[allen]. 18.-22. Schanzenarbeit. 7. Angriff der Franzosen große Verluste der 2. Komp.[anie].

Abb. 5: „Sterbebildle" der Brüder Ehe aus Wallenreute. Beide kehrten nicht mehr aus dem Ersten Weltkrieg zurück.

Bemerkenswert erscheinen die nüchternen Eintragungen, die die verwundeten und gefallenen Kameraden betreffen. Sie ziehen sich durch das gesamte Tagebuch, mitunter sind es gar nur Aneinanderreihungen von Namen. Die Heftigkeit der Kämpfe wird in seinen knappen Einträgen allerdings sehr deutlich. Auch die kriegsbegleitenden Umstände, von denen die Soldaten zusätzlich zermürbt wurden, stellt Weiß dar. Immer wieder standen Entlausungen an, ebenso Übungen wie Exerzieren, Schießen oder Handgranatenunterricht.

Im Kriegsjahr 1916 begann die Stimmung in den Truppen allgemein zu kippen, was neben den anhaltenden Stellungskämpfen nicht zuletzt an der schlechten Versorgungslage lag. Der Krieg zermürbte die Soldaten zunehmend:

29. Okt. [1916] in vorderster Linie. Daselbst kein Schutz, nasses Wetter, alles eingerutscht, durchnässte Kleider, der Graben voll Dreck und Wasser. Keine Verpflegung. 31. Okt. Besseres Wetter, starkes Artilleriefeuer südl. von Perrone Trommelfeuer. Viele Flieger u. Fesselballone!!

Wie alltäglich der Krieg wurde, schildert Weiß in folgendem Absatz sehr deutlich – nahtlos gehen die Einträge von schweren Gefechten über zu der Schilderung eines Ausfluges, bei dem die Truppe sich offenbar erholen sollte:

Flandernfront. Sept. 1917 / Kalvelager, Wilhelmstellung Tanks Trommelfeuer. Am 11. Sept. noch Gefechtsstärke der Komp. ca. 30 Mann. Volltreffer in den Komp. Unterstand 2 Mann tot. 18. Starker feindl. Feuerüberfall mit schweren Kalibern. Abends sehnlichst erwartete Ablösung eingetroffen. Sept. 1917 13. Stockfinstere Nacht planloses Umherirren über Granattrichter, nach Stunden endlich ein Lager. 14. Nachm. 3 Uhr Abmarsch nach Roulers verladen. 15. Abfahrt nach Gillemaas [?] an der holl. Grenze. Quartier bei Familie Verbüst. Am 18. Auf Bahnhofwache. 19. Patrouille an der Grenze. 20. Bataillonsfest mit großer Gaudi. Zirkus Hochzeitszug. Sonst angenehmer Dienst. Komp. Führer Leutn. Fehleisen. Sept. 1917 25. Ausflug nach Antwerpen. Besichtigung des Dampfers Main. [es folgen detaillierte Angaben und Daten zu dem Schiff] Zoologischer Garten, schöne Anlage, Aquarium mit seltenen Fischen. Antwerpen Museum der schönen Künste, Kathedrale 7 schiffig. Gemälde von Rubens, schöne Schnitzerei schöne Denkmäler [...]

Danach folgte wieder Dienst. Anfang Oktober eine Große Übung mit Pionieren und Artillerie, einige Tage später ging es wieder an die Front:

Bereitschaft im roten Haus daselbst am 11. [Oktober 1917] große Explosion, 13 Verwundete 2 Tote. Nachts in erster Linie, die Preußen abgelöst. Die Nacht ruhig bis 12. Okt. Früh 6/30 Uhr engl. Trommelfeuer einsetzte mit zum Teil schwersten Kalibern. Um 7 Uhr ging engl. Infanterie zum Angriff vor. Schwere Verluste an Gefangene, Verluste und Tote, zus. 68 Mann. Am Kopf durch Granatsplitter verwundet b. d. Truppe. Am 15. Okt. Beerdigung von 38 Toten, weitere 30 am 16. Okt. Beerdigt.

Auch Albert Weiß überlebte den Krieg. Nach seiner Rückkehr im Jahr 1918 übernahm er das Schultheissentamt in Gospoldshofen und bewohnte das Schultheissenhaus in Albers. 1921 heiratete er und zog nach Wurzach.

3. „Dr Georg hots verrissa... im Schitzagraba" – Schicksale regionaler Kriegsteilnehmer

An der Seite von Anton Romer und Albert Weiß kämpften hunderte weitere Soldaten.

Der Wagner Johann-Baptist Mack aus Haidgau diente ebenfalls in ihrem Regiment.

Während der Frühjahrsoffensive 1918, dem letzten großen Aufbäumen des deutschen Heeres, wurde er verwundet, überlebte den Krieg jedoch ebenfalls – vermutlich nicht zuletzt, weil er als Lohndrescher eine Dreschmaschine besaß und in der Heimat kriegswichtige Erntearbeiten zu verrichten hatte. Von August bis November erhielt er häufig Heimaturlaub, um in der Heimat Getreide zu dreschen.

Seine Schreinerei-Werkstatt ist heute im Bauernhaus-Museum Wolfegg zu besichtigen, sein Pflug dient Kindern in Museumsprojekten als Lehrgerät.

Weniger glücklich erging es den Brüdern Georg und Josef Ehe aus Wallenreute. Beide wurden bereits im ersten Kriegsjahr 1914 einberufen.

Hoffe auf b.[alidgen] Frieden, schrieb der 21jährige Josef seiner Schwester Anna im Juli 1915. Diese Hoffnung erfüllte sich für ihn nicht. Seit dem 10. Juni 1916 wurde Josef Ehe vermisst, 1918 galt er als tot. Sein älterer Bruder Georg diente als Gefreiter im Infanterie-Regiment 125 sowohl an der West- als auch an der Ostfront. Er kämpfte in Ypern, an der Somme, wurde an die Ostfront und wieder zurückverlegt und machte wochenlange Märsche nach Italien über das Ieza-Massiv mit. Am 20. August 1918, nur wenige Wochen vor Kriegsende, fiel der 29jährige Georg an der Vesles in Frankreich. Noch 80 Jahre später erinnerte sich Pia, eine seiner neun Schwestern mit Entsetzen an den Tod ihres Bruders: *dr Georg hots verissa... im Schützagraba.*

Einige der Soldaten, die aus dem Ersten Weltkrieg zurückkehrten, mussten im Zweiten Weltkrieg ein weiteres Mal an die Front. So erging es etwa Magnus Menig aus Humberg. Menig wurde im August 1916 mit 19 Jahren als Landsturmrekrut eingezogen. Auch er kämpfte unter anderem an der Somme. 1939 wurde er, inzwischen 42jährig, erneut eingezogen und bis 1945 an der Ostfront eingesetzt. Bei Kriegsende hatte der 48jährige Magnus Menig mehr als ein Fünftel seines Lebens als Soldat im Krieg verbracht.

So individuell wie die einzelnen Soldaten den Krieg erlebten, so individuell werteten sie das Kriegsgeschehen im Nachhinein.

Kriegskrüppel und Not – Die sozialen Folgen des Ersten Weltkrieg

Erinnerungen, von denen kaum jemals berichtet wurde, sind die verheerenden Folgen des Krieges für die Menschen. Das Militär des Deutschen Reichs hatte im Verlauf des Krieges 11 Millionen Männer als Soldaten eingezogen. Davon wurden etwa 2 Millionen Männer getötet. Sie hinterließen 533.000 Witwen und 1,2 Millionen Waisen.

Von den 9 Millionen Soldaten die aus dem Krieg heimkehrten waren fast ein Drittel dauerhaft verkrüppelt oder anderweitig gesundheitlich geschädigt. Vor allem in den Großstädten prägten die „Kriegskrüppel“ – ein Begrifft, der bald durch das nüchterne Wort „Kriegsbeschädigte“ ersetzt wurde – das Bild in den Straßen. Fast 10% der Bevölkerung zählten nach dem Krieg zur Gruppe der schwerbeschädigten Kriegsveteranen oder deren Familienmitgliedern. Viele der verstümmelten Kriegsopfer lebten in bitterer Armut. Die Versorgung dieser Menschen überforderte das Deutsche Reich schnell. Tatsächlich war die vielbemühte Floskel vom „Dank des Vaterlandes“ nicht mehr als eine ebensolche, und die Heimkehrer waren auf die Zuwendung und Pflege der Familie und das Verständnis des dörflichen Umfeldes angewiesen.

Gerade in bäuerlichen Familien stellten Kriegsversehrte aufgrund ihrer Behinderung oft eine schwere Belastung dar. Nicht nur die Pflege belastete die bäuerliche Familie. In der Landwirtschaft waren amputierte oder verstümmelte Gliedmaßen quasi gleichbedeutend mit einem kompletten Ausfall als Arbeitskraft, der dann durch Angehörige oder zusätzliche Dienstboten ausgeglichen werden musste. Statt Helden waren Krüppel in die Heimat zurückgekehrt. ■

BILDMATERIAL

- Abb. 1, 3: Stadtarchiv Ravensburg, Sammlung Zittrell
- Abb. 2, 4, 5: Privatbesitz

LITERATUR

- Bernd Ulrich / Benjamin Ziemann, Frontalltag im Ersten Weltkrieg. Ein historisches Lesebuch, Essen 2008.
- Aribert Reimann, Die heile Welt im Stahlgewitter: Deutsche und englische Feldpost aus dem Ersten Weltkrieg, in: Gerhard Hirschfeld u.a., Kriegserfahrungen. Studien zur Sozial- und Mentalitätsgeschichte des Ersten Weltkriegs [= Schriftenreihe der Bibliothek für Zeitgeschichte], Essen 1997.
- Benjamin Ziemann, Front und Heimat: Ländliche Kriegserfahrungen im südlichen Bayern 1914-1923, Essen 1997.

QUELLEN

- Feldpost Anton Romer (Abschrift), Privatbesitz
- Kriegstagebuch Albert Weiß (Abschrift), Privatbesitz
- Otto von Moser, Die Württemberger im Weltkrieg, Stuttgart 1928.
- Entlassenen-Liste Gemeinde Wolfegg, Inv. Nr. 1033, OA Wolfegg

Der bäuerliche Torfstich und das Staatliche Torfwerk im Reichermoos

Die Geschichte des Torfabbaus zeigt, wie sich Wertvorstellungen im Laufe der Jahrzehnte verändert haben

von Bernd Auerbach

Die Bedeutung des Torfabbaus wird verschieden beurteilt, je nachdem, ob man frühere oder heutige Wertmaßstäbe anlegt. Im 19. Jahrhundert und besonders in Notzeiten maß sie sich am Brennwert des Torfes und die Beurteilung sah um 1836 so aus: „Torfstiche sind viele (...) im Oberamtsbezirk; (...) es werden nicht unbedeutende Quantitäten Torf gestochen (...). Da aber kein Mangel an Holz ist, und das Bedürfnis der Landleute an Brennmaterial meistens durch Holzberechtigungen gedeckt wird, so benutzt man die Torfstiche noch nicht in dem Grade, als sie es gestatteten." (1)

1915 stand dann im Handwörterbuch der Württembergischen Verwaltung: *„In Württemberg sind etwa 18.000 ha Moorgründe vorhanden, von denen ein kleiner Teil kultiviert ist und als Wiese, Ackerland oder Gemüseland, auch als Wald bewirtschaftet wird, ein kleiner Teil dient der Torfgewinnung und ein großer Teil liegt noch brach. Die Torfgewinnung geschieht an verschiedenen Orten, teils von Hand, teils mit Maschinen(...). Die bestehenden schlechten Moorwiesen können durch Entwässerung (...) verbessert, die brach liegenden abgebauten ... Flächen durch entsprechende Melioration zu ertragreichen Wiesen und Äckern angelegt werden. Auf größeren parzellierten Flächen kann nur genossenschaftlich vorgegangen werden (...)."* (2)

Nur neun Jahre später, 1924, schreibt der Botaniker Bertsch: *„Das schönste der oberschwäbischen Moore, das herrliche Reichermoos bei Waldburg, ist tot. Die Bergkieferngebüsche sind ausgehauen, Moosbeere und Sumpfrosmarin, Sonnentau und Weißmoos größtenteils abgestorben. Öde, braune Belegfelder dehnen sich dort aus, tiefe Entwässerungsgräben durchziehen es, und wo vor kurzem noch der Birkhahn gebalzt (...) hat, sehen wir nur noch das geschäftige Treiben der Moorarbeiter. In ausgedehn-*

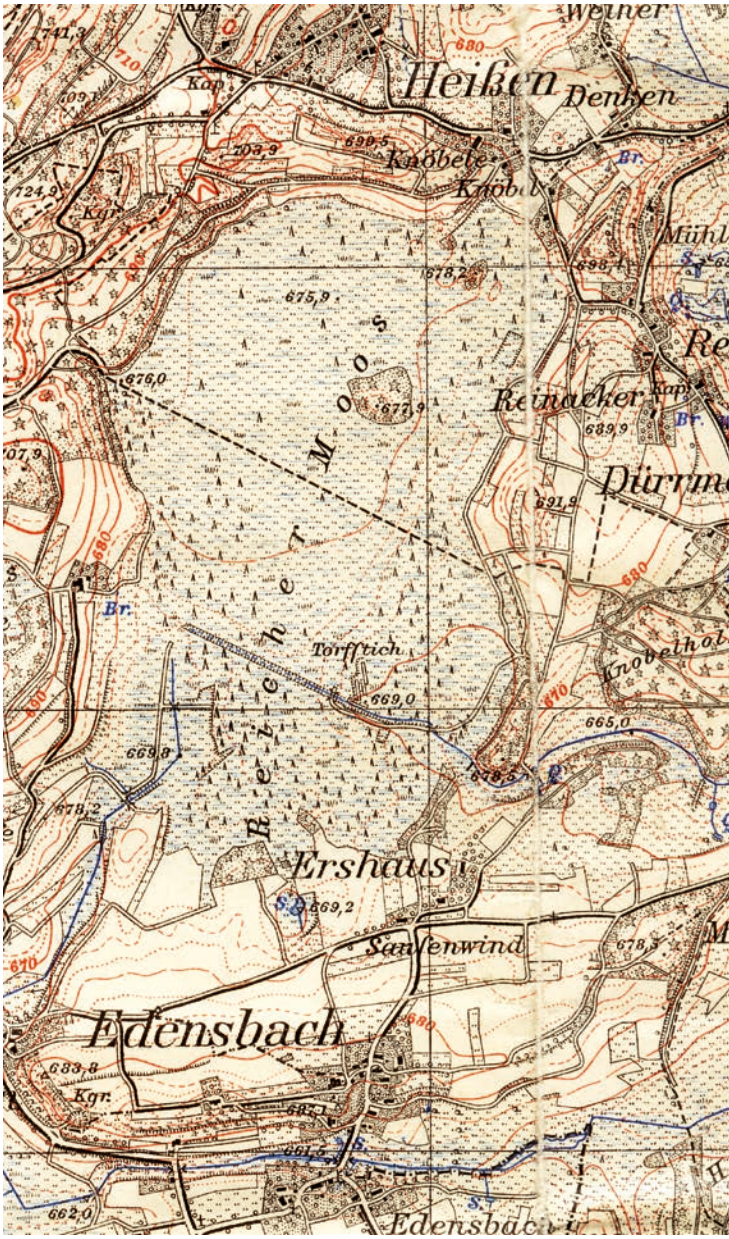


Abb. 1: Die Karte von 1903 zeigt nur bäuerliche Torfstiche; das Torfwerk wurde erst nach 1920 errichtet. Der Entwässerungsgraben ist noch nicht ausgebaut.

Abb. 2: Darstellung eines bäuerlichen Torfstichs; ein Stecher gewann in einer Schicht etwa 3000 Wasen, wenn er für deren Transport zur Trocknungsfläche Hilfskräfte einsetzen konnte. Da die Arbeit im Akkord vergeben wurde, setzte der Stecher meist Familienangehörige ein.

ten Stichen sind die Torfschichten freigelegt und lange Profile laden (den Botaniker!) zum Studium ein, im Nord-Südstich, der eine Länge von 500 m erreicht (...)“ [3]

Was war geschehen? In Folge des mit dem 1. Weltkrieg verbundenen Brennstoffmangels war ein staatliches Torfwerk gegründet worden! Das Beispiel zeigt anschaulich, wie sich die europäische Politik bis nach Vogt hin auswirkte.

Bäuerlicher Torfstich

Viele bäuerliche Torfstiche lagen in Allmendetorfwiesen (Allmende = Allgemeinbesitz des gesamten Dorfes), die zunächst nur als Weide benutzt werden durften. Torfgewinnung war ausgeschlossen, da keine „Torfberechtigung“ bestand. Um den durch Waldweide übernutzten Wald zu schonen und den Verbrauch von Brennholz einzuschränken, versuchten die Waldbesitzer – überwiegend Adelshäuser, Klöster und Städte – den Abbau von Torf bereits im 18. Jahrhundert zu fördern. Diese Entwicklung wurde von der Obrigkeit nicht nur unterstützt, sondern teilweise sogar angeordnet, wie die Waldordnung für Österreich vom 15.9.1766 zeigt, nach der Moore *„nach Möglichkeit abgezapft, ausgetrocknet, Schilf und Rohr ausgehauen und mit Eschen, Ulmen (...) besetzt werden“ sollen.* [4]

Im Jahr 1776 erlaubte deshalb die Herrschaft Waldburg-Zeil das Wasenstechen im Wurzacher Ried; 20 Jahre später begann sie selbst mit dem planmäßigen Stechen von Torf. [5]

In den 40er Jahren des 19. Jahrhunderts setzte die „Ablösung“ diesen Zuständen ein Ende, indem der Torfstich freies Eigentum wurde und die Holberechtigungen wegfielen. Erst dadurch erwachte das Interesse der Bauern, einen Torfstich möglichst rationell auszubeuten. *„Noch vor 70-80 Jahren wurde die Riede bloß als Viehtriebe (...) benützt. Mit der allmählichen Zunahme der Bevölkerung und Erhöhung der Holzpreise kam (...) das Wasenstechen (Torfgraben) empor. Jetzt ist die Benützung dieses Brennmaterials so allgemein, dass man selbst in Städten nur wenig Öfen findet, welche nicht mit Torf geheizt werden. Aber damals kostete das Klafter Fichten- oder Tannenholz (...) nicht mehr als 40-48 Kreuzer, jetzt 2-3 Gulden und in einzelnen Gegenden noch mehr.“* [6]

Der Autor stellte fest, dass die Preiserhöhung des Holzes dazu geführt hatte, dass die Nachfrage nach Torf so gestiegen war, dass *„ein Wasengrund mit gutem Material und vorteilhafter Lage höher bezahlt wird als ein ebenso großes Acker- oder Wiesengrundstück.“* Das Ziel war die Befriedigung des Eigenbedarfs, nur selten wurde Torf zum Markt ge-

Abb. 3: Wasenstechen im Wilhelmsdorfer Ried um 1925

fahren, wo Städter ihn kauften. Mancher Bauer war nicht auf den Verkauf von Torf angewiesen und riskierte deshalb nicht, dass sich sein Torfstich frühzeitig erschöpfte.

Weitere Gründe für den Aufschwung der Handtorfstecherei waren die Bevölkerungszunahme Anfang des 19. Jahrhunderts, die Inbetriebnahme der – mit Torf befeuerten! – Eisenbahn von Ulm nach Friedrichshafen 1850 und der damit verbundene Export von Brennstoffen in die Schweiz. Die Entstehung von Fabriken (z.B. Glasfabrik Bad Wurzach) dürften die Blüte der Handtorfstecherei weiter gefördert haben.

An Vogt ging diese Entwicklung wegen der verkehrstechnischen Abgelegenheit vorüber; hier wurde der Torf nur zum Eigenbedarf gestochen. Dies ist die Hauptursache für die Tradition großer Kachelöfen in unserer Gegend.

Die Technik des bäuerlichen Stiches war einfach: Nach der Abtrocknung des Bodens im März musste zunächst eine Entwässerung durch Reinigen des Stichgrabens erfolgen. Nachdem der Abraum entfernt war, wurden mit einem Winkelspaten Wasenstücke von ca. 30x10x10 cm gelöst und aus der Grube zum „Fänger“ nach oben geworfen, dort mittels Schubkarren weggefahren und zum Trocknen aufgesetzt (Abb. 2 u. 3). Der Torfstecher wurde dabei von der „Schieberin“ („Radlerin“) unterstützt, die die Wasen aufnahm, auf einen Schubkarren legte und diese zum Trockenplatz fuhr, wo die nassen Stücke häufig von Jugendlichen zum Trocknen ausgelegt wurden. Auf diese Weise war es selbstverständlich, dass Frauen und Jugendliche mitarbeiteten. Nur in Ausnahmefällen wurden Arbeiter beschäftigt.

Im bäuerlichen Kleinbetrieb war es üblich, in Zeiten, in denen keine Feldarbeit zu leisten war, Holz zu machen und Torf zu stechen. Das Stechen geschah nach der Frühlingssaat, die Trockenarbeiten zwischen Heu- und Getreideernte. Der Bauer übernahm die Sticharbeit, die Frau das „Schieben“ und die Kinder das Auslegen und die Trockenarbeiten. Nach einigen Tagen wurden die Wasen je nach Witterung zur weiteren Lufttrocknung „aufgebockt“, d.h. kreuz und quer übereinander geschichtet (Abb. 4).

Zur Rekultivierung der Abbauflächen wurden zuerst *„nur einfache Entwässerungsgräben angelegt. Danach wird der Boden im Herbst aufgehackt und aufgepflügt. (...) Der Winterfrost trägt besonders zur Lockerung und Entsäuerung bei. Im darauffolgenden Sommer folgt eine Kalkdüngung (...), daran schließt sich im Herbst Düngung mit Thomasmehl und Kainit. Auf dem so meliorierten Hochmoor werden im ersten Jahr Kartoffeln angebaut; in den folgenden Jahren ist der Anbau der meisten anderen Kulturpflanzen rentabel, so dass eine geregelte Fruchtfolge, regelmäßige Viehhaltung und (...) Stallmistwirtschaft ausführbar wird.“* [7]

Der Weg zum industriellen Torfabbau – Das Wassergesetz von 1900

Es ist offensichtlich, dass eine systematische Entwässerung Voraussetzung für eine große Abtorfung ist. Bereits 1843 wurde deshalb nach einem Gesetz zur Regelung „von Be- und Entwässerungsanlagen“ gerufen: *„Nun sind aber die oberschwäbischen Torfmoore unter zahlreichen Besitzern stark parzelliert. Vor Anlage einer durchgreifenden Entwässerung stand man deshalb von jeher vor der schwierigen Aufgabe, alle Parzellenbesitzer für das Entwässerungsprojekt zu gewinnen. Nun hatten aber nicht alle Besitzer das gleiche Interesse an einer solchen Anlage... Sollte dann etwa der Entwässerungsgraben durch die Besitzungen der Widerstrebenden geführt werden, so war damit das Projekt von vornherein gescheitert.“* [8]

Das Wassergesetz von 1900 war das erste von drei wichtigen Gesetzen, die den Weg für großräumige Abtorfungen freimachten. Es ermöglichte fortan die Bildung von Wassergenossenschaften mit dem Ziel der Erstellung von Entwässerungsanlagen zum Zweck der Torfgewinnung. Grundlage von Beschlüssen waren Mehrheitsentscheidungen, bei denen Grundeigentümer auch überstimmt werden konnten. Somit war der Weg frei für gemeinschaft-

liche Lösungen, die gewährleisteten, dass die Abzugsgräben des Torfwassers dauerhaft unterhalten werden konnten.

Das Moorgenossenschaftsgesetz von 1915

Einen deutlichen Aufschwung nahm die Torfwirtschaft in der Zeit um den Ersten Weltkrieg, weil aufgrund des Mangels an Brennmaterial die Bedeutung des Torfs stieg. Dies fand seinen Ausdruck im „Moorgenossenschaftsgesetz“ vom 24.7.1915. Durch Weiterentwicklung der Entwässerungs- und Maschinentechnik wurde es als Aufgabe der staatlichen Behörden angesehen, die „Kultivierung der Moore“ zu beschleunigen. Dies war nur durch genossenschaftliche Lösungen möglich. Im „Schwäbischer Bauernfreund“ hieß es dazu: *„Wir hätten es (das Gesetz) wohl nicht bekommen, wenn nicht der Krieg hierzu den (...) Anstoß gegeben hätte. Unser Land hat etwa 90.000 Morgen Moorland; gelingt es, einen größeren Teil desselben (...) zu kultivieren, so liegt die hohe volkswirtschaftliche Bedeutung auf der Hand. Der größte Widerstand (...) war (bisher) das Fehlen der hierzu notwendigen Arbeitskräfte, vor allem billiger Arbeitskräfte. Die gegenwärtige Kriegszeit bringt hierin eine glückliche Lösung durch die Verwendungsmöglichkeit von Kriegsgefangenen.“* [9]

Das Torfwirtschaftsgesetz von 1919

Zur Behebung des Brennstoffmangels wurde 1919 das Torfwirtschaftsgesetz verabschiedet, das die Eigentümer von torfhaltigen Grundstücken auf Verlangen des Staates zum Torfabbau und zur Ablieferung zu staatlich festgelegten Preisen verpflichtete. Dieses Gesetz war der Auslöser für die Gründung sowohl des Haidgauer Torfwerks als auch des Werkes im Reicher Moos – beide im Jahr 1920. [10]

Die Anfänge der staatlichen Torfwerke

Im Unterschied zum bäuerlichen Stich setzten die um die Jahrhundertwende aufkommenden staatlichen Torfwerke auf den Verkauf von Torfmull, für dessen Absatz sie teilweise rührige Werbung machten. Um die Jahrhundertwende kam aus verschiedenen Gründen auch in den Städten Torfmull in Mode: *„Der Wert des Torfmulls besteht namentlich in seiner Verwendung zur Geruchlosmachung der Aborte (...). Für die Hygiene der großen Städte ist heute Torfmull unentbehrlich. In gleicher Weise (findet er Verwendung) zur Durchwinterung von Obst (...), zum Verpacken von Fleischwaren (...). Als schlechter Wärmeleiter ist Torfmull ein vorzügliches Isoliermittel für Eiskeller.“* [11]

Durch den Rückgang des Ackerbaus und die Ausdehnung der Milchwirtschaft fehlte es den Landwir-

Abb. 4: Noch 1978 trockneten einzelne Landwirte in Wilhelmsdorf die gestochenen Wasen, indem sie so „aufgebockt“ wurden, daß sie vom Luftzug trockneten.

ten an Stroh zum Einstreuen im Stall. Es kam ihnen deshalb gelegen, dass mit dem Torfmull ein Material zur Verfügung stand, das infolge seiner Wassersaugkraft den Tieren im Stall ein sauberes Lager bot und gleichzeitig den Wert des Düngers steigerte.

Zur Vermarktung der Torfstreu mussten technische Probleme gelöst werden, nämlich das Zerreißen der Wasen im Werk und das Pressen und Verpacken für den Transport. Da dies von bäuerlichen Betrieben nicht geleistet werden konnte, wurde der Verkauf von Torfmull eine Domäne der kommunalen, fürstlichen und staatlichen Betriebe (Wurzacher Ried, Pfrungener Ried, Steinacher Ried, Schussenried). Ihr Aufschwung war eng verbunden mit dem Ausbau des Eisenbahnnetzes.

Die Anfänge des Torfwerks Reichermoos

Es muss bereits 1911 ein kleines Torfwerk in Vogt gegeben haben, denn es heißt bei Liebel: *„Im Ganzen produzieren erst 2/3 der Betriebe teils für den lokalen Markt, nämlich die von Vogt und Wilhelmsdorf, teils für den Absatz nach Ravensburg, nämlich die von Fronhofen und Wolpertswende (...).“* (12)

Im Jahr 1915 gab es in Vogt Überlegungen zur verstärkten Ausbeutung des Reichermooses. Am 21.4.1915 teilte die Königliche Forstdirektion Stuttgart der Gemeinde auf Anfrage mit, dass *„... zum Zweck der Ausbeutung des Reichermooses bei Heissen im Jahr 1904 Untersuchungen über die Mächtigkeit des Torflagers und über die Möglichkeit der Entwässerung angestellt worden sind ...Es hat sich aber ergeben, dass die Aufwendung der nicht unerheblichen Kosten für die Entwässerung sich nur unter der Voraussetzung rechtfertigen liesse, dass auf größeren Absatz und Versand der Torferzeugnisse gerechnet werden könne. Dies ist aber bei der großen Entfernung von der Eisenbahn nicht möglich.“* (13)

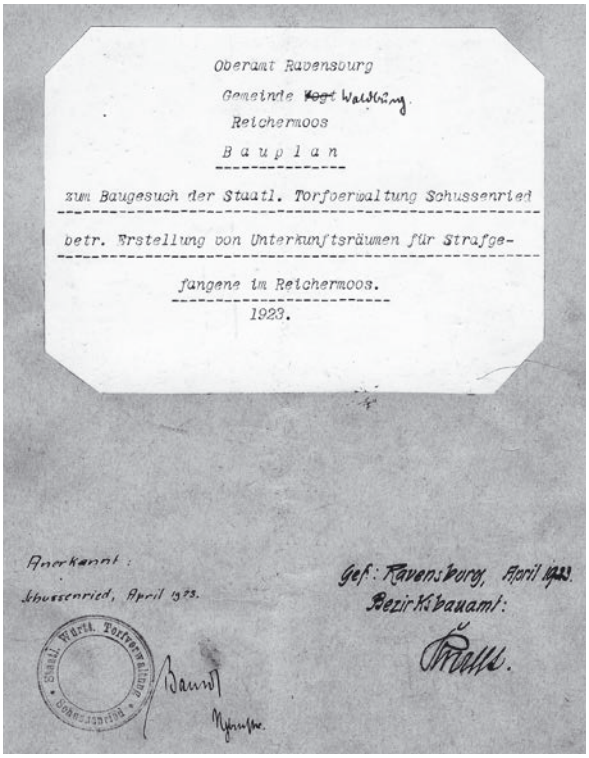

Oberamt Ravensburg
Gemeinde ~~Vogt~~ Waldburg
Reichermoos
Bauplan
zum Baugesuch der Staatl. Torfverwaltung Schussenried
betr. Erstellung von Unterkunftsräumen für Strafge-
fangene im Reichermoos.
1923.
Anerkannt:
Schussenried, April 1923.
Gef: Ravensburg, April 1923.
Bezirksbauamt:

Abb. 5: Im April 1923 erfolgte der Bauantrag „der Staatl. Torfverwaltung Schussenried betr. Erstellung von Unterkunftsräumen für Strafgefangene im Reichermoos.“

1920 wurde das „Staatliche Torfwerk Reichermoos“ unter der Leitung des Torfwerks Schussenried gegründet. Die neuen Möglichkeiten der Brennstoffversorgung wurden von der Bevölkerung anscheinend so gut angenommen, dass sich das Werk veranlasst sah, bei der Gemeinde am 14.7.1921 schriftlich vorstellig zu werden: *„Wir werden von unserem Betriebsleiter darauf aufmerksam gemacht, dass die Bevölkerung von Vogt und Umgebung trotz mehrerer Verbotstafeln sich sehr viel im Reichermoos aufhält. Es entstand hierdurch in letzter Zeit ein Riedbrand, der ... im Entstehen erstickt werden konnte, so dass größeres Unheil vermieden wurde. Wir können das Betreten natürlich nicht dulden und bitten Sie auch Ihrerseits die Bevölkerung darauf aufmerksam zu machen, dass das Betreten des Rieds (unter Umständen bei Strafe) verboten ist.“* (14)

Die Errichtung des Torfwerks schien sich über einige Jahre hinzuziehen, denn erst 1923 wurde der Bauantrag für die heute noch in Teilen existierende Barackenanlage vorgelegt, 1924 der Plan für die Errichtung eines Maschinenhauses, auch „Torfstreufabrik“ genannt. Dabei handelte es sich um ein Gebäude, das mit der damals ebenfalls errichteten Werksbahn bedient wurde und dessen Betriebsweise so beschrieben wurde: *„Per Wagen werden die Streutorfsoden in die Torfstreufabrik gefahren. Dort befindet sich ein mit Torf geheizter Dampfmotor von 18 PS, welcher eine Torfstreumaschine, einen Elevator und eine Hebelpresse treibt. (...) Diese (Torfstreumaschine) besteht in der Hauptsache aus einem Zylinder, in dessen Hohlraum kleine Messer den Torf zerschneiden (...). Das zerfaserte Material fällt über ein Sieb direkt in eine Presse (Torfstreu) (...).“* (15) (Abb. 6).

Im April 1923 erfolgte der Bauantrag *„der Staatl. Torfverwaltung Schussenried betr. Erstellung von Unterkunftsräumen für Strafgefangene im Reichermoos.“* (Abb. 5) Das Torfwerk wurde in diesen Jahren mit Strafgefangenen betrieben. Vermutlich haben diese zwischen 1925 und 1935 den großen

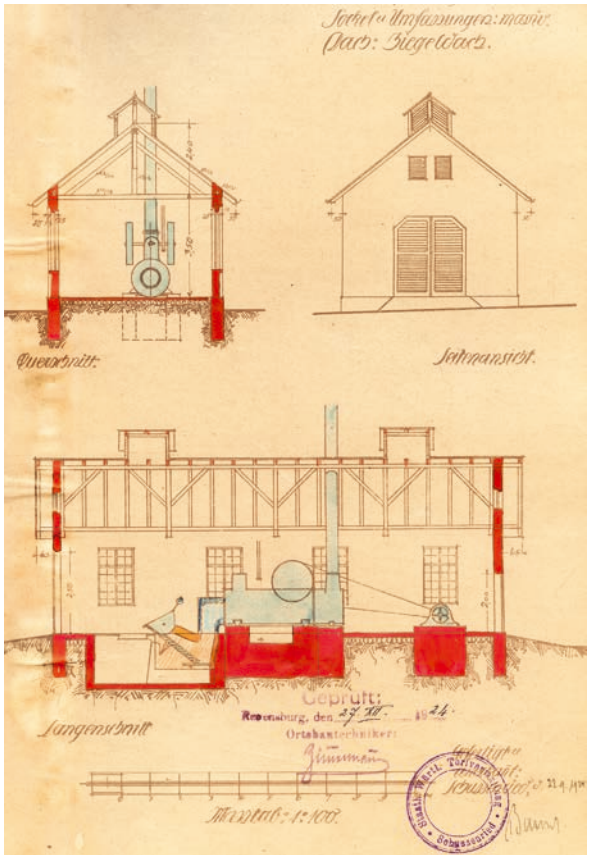


Abb. 6: Im Bauplan für das am 16.1.1926 genehmigte Maschinenhaus erkennt man gut den Dampfmotor mit Elevator und Presse.

Entwässerungsgraben gezogen und die Schienen für die Werksbahn verlegt. So kündigte die Landesgefängnisverwaltung Ulm dem Kreisverband Ravensburg am 3.5.1923 an, dass dem Torfwerk *„über die Sommermonate ein Gefangenenkommando von 50 Mann zwecks Torfgewinnung zur Verfügung gestellt (wird)“*. In der Folge wird die Versorgung der Gefangenen mit Brot detailliert geregelt: Bäckermeister Christian Hager (heute: Bäckerei Detzel) in Vogt wurde beauftragt, für 60 Mann täglich 30 kg Brot zu liefern. Die Gefangenen erhielten darüber hinaus *„Genussmittel, die von Ihnen zu bezahlen sind und die im Interesse einer föderativen Arbeitsleistung gewährt werden.“* [16] (Abb. 7 – 9).

Kriegsgefangene und Zwangsarbeiterinnen

Während des 2. Weltkrieges wurden Kriegsgefangene im Torfwerk eingesetzt. Sie waren *„meist hungrig, da schlecht ernährt und hatten kaum ordentliche Kleidung, um sich vor Regen und Kälte zu schützen.“* [17] Im Krieg und in den Nachkriegsjahren haben auch zahlreiche Zwangsarbeiterinnen polnischer und russischer Herkunft *(„Polenfrauen“)* hier gearbeitet. [18]

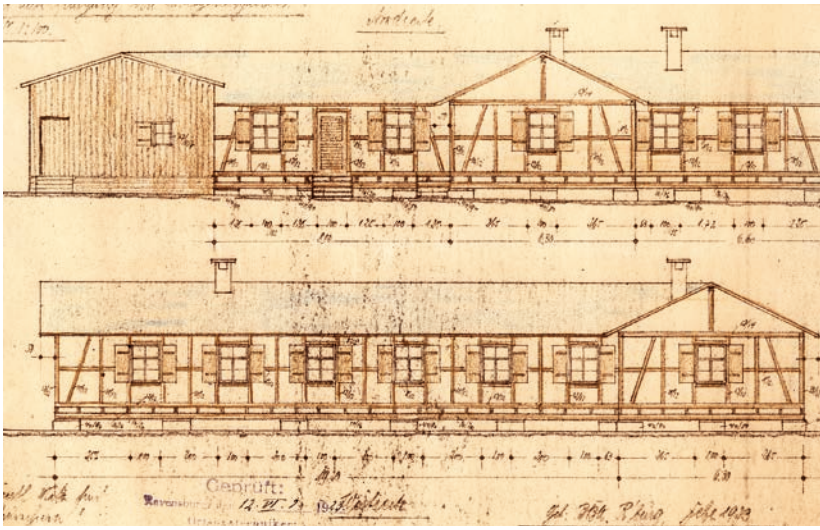


Abb. 7–9: Die U-förmige Baracke enthielt eine große Küche mit Vorratsräumen, einen Speisesaal, Räume für Wachpersonal und einen 21m auf 6,30m großen Schlafsaal für die Strafgefangenen.
Die drei Bilder zeigen die Ansicht des Gebäudes im Bauplan von 1923, ein Foto von 1947 und die heutige Ansicht dessen, was nach dem Teilabbruch übrig geblieben ist (Vereinsheim des Hundesportvereins).

Wie erzählt wird, konnten sie sehr gut spinnen und verarbeiteten so die Wolle für die Bauern und erhielten im Gegenzug warmes Essen. [19] Sie konnten anscheinend das Lager regelmäßig verlassen und gingen in den „Ländle“ Bohnen oder gelbe Rüben oder auf den Feldern Kartoffeln auflesen, die liegen geblieben waren. Sie kamen auch regelmäßig bei Anwohnern vorbei, um sich in der Küche aufzuwärmen und erhielten ein einfaches warmes Essen, was eigentlich streng verboten war. Manche dieser Frauen haben sich dafür nach dem Krieg in einem Brief bedankt. [20]

Abb. 10: In dieser Zeit wurden auch schwere LKW eingesetzt, um den Torf in die Städte zu verkaufen. Das Bild zeigt, wie der LKW aus Loren der Torfbahn von oben beladen wird.

Der Betrieb des Torfwerks in Notzeiten

Im Zweiten Weltkrieg und den Jahren danach war das Torfwerk von großer Bedeutung für die Brennstoffversorgung des Schussentales insbesondere der Städte Ravensburg und Weingarten. Dabei wurden wichtige Betriebe u.a. die Maschinenfabrik und das Krankenhaus Vierzehnnothelfer in Weingarten, die Post in Ravensburg und das heutige Psychiatrische Landeskrankenhaus in Weißenau mit Brennstoff versorgt [21]. Vogt musste dafür sorgen, dass 10% der abgebauten Torfmenge als Brenntorf „in der üblichen Qualität“ dem Wirtschaftsamt des Kreises (heute: Landratsamt) zur Verfügung gestellt wurde; der Bürgermeister wurde zur Überwachung verpflichtet.

Am 15. 3. 1946 fand in Vogt ein Treffen statt mit dem Ziel, die Lieferung von Brenntorf für die Städte im Schussental zu ermöglichen. Dabei lehnten es der Direktor des Torfwerks Schussenried, Bausch, und der örtliche Torfverwalter ab, *„polnische Arbeitskräfte im Torfwerk zu beschäftigen, da mit diesen in den vergangenen Jahren die denkbar schlechtesten Erfahrungen gemacht wurden. (...) Der Vorschlag der anwesenden Bürgermeister (von Waldburg, Vogt und Bodnegg), Arbeitskräfte aus der Stadt Ravensburg zu stellen, kommt zunächst nicht in Frage, da es diesen Leuten bei der herrschenden Lebensmittelknappheit unmöglich wäre, die schwere Arbeit im Torfwerk zu verrichten. Außerdem besteht (...) keinerlei Beförderungsmöglichkeit nach Reichermoos.“* [22]

Abb. 11: Die getrockneten Bruchstücke wurden vor einem Regen hereingeholt; das Tragen war Frauenarbeit; im Hintergrund sind die Gestelle zu erkennen, auf denen die Wasen getrocknet wurden.

Da die Torfmaschinen mit Personal betrieben werden mussten, das dort mindestens vier Wochen am Stück arbeitete, wurde vereinbart, dass die drei genannten Gemeinden ab 1.4.1946 je acht Mann im monatlichen Wechsel bis zum Ende der Torfsaison zu stellen hatten. Die Arbeitskräfte erhielten *„für lückenlos beendigte 4-wöchentliche Arbeitsleistung (...) Anspruch auf 30 Ztr. Brenntorf aus der Maschinenkapazität. Ferner erhalten die fraglichen 3 Gemeinden für Ihren eigenen Bedarf je 3000 Ztr. Brenntorf."* Mit dieser Maßnahme wurde 1946 sichergestellt, dass nun - mit Ausnahme der o.g. Mengen - die gesamte Jahrestorferzeugung des Reichermooses dem Wirtschaftsamt Ravensburg für die Brennstoffversorgung der Städte im Schussental zur Verfügung zu stellen war (Abb. 10).

Der bäuerliche Abbau bis in die 1960er Jahre

Parallel zum staatlichen Torfwerksbetrieb kamen auch noch lange Jahre nach dem Krieg Leute aus umliegenden Gemeinden bis Schlier, Bodnegg und Amtzell, um privat Torf abzubauen; er konnte allerdings auch gekauft werden. Dabei wurde unterschieden zwischen „Brenntorf", der vor der Heuernte und „Streutorf", der im November gestochen wurde. „Brenntorf" war für den Kachelofen und sollte möglichst 1 Jahr getrocknet sein während Streutorf gemahlen wurde und noch im Stall Verwendung fand. [23]

Man erhielt für 40 DM vom Betriebsleiter des Torfwerks einen Stollen mit 4x4m Größe zugeteilt. Zuerst musste der oberste halbe Meter abgeräumt werden. Die Arbeit war schwer, weil man häufig auf Baumstämme oder Wurzelstöcke stieß, die das Graben behinderten. Die „Wasen", auch Bruchstücke, wurden mittels Schubkarren oder Wagen, die auf Schienen liefen, zum Trockenplatz gebracht, wo sie auf „Böckle" zum Trocknen aufgestellt wurden (Abb. 11).

Der Betrieb des Torfwerks bis in die 1960er Jahre

Das Torfwerk war nach dem Krieg ein bedeutender Wirtschaftsfaktor, weil es in Vogt kaum Arbeitsplätze gab. Es beschäftigte Anfang der 1950er Jahre noch fast 100 Arbeiter [24], in den 1960er Jahren noch 40 Arbeiter. [25]. Durch das allmähliche Aufkommen der Ölheizungen sank dann die Bedeutung des Torfabsatzes.

Die Abbildung 12 aus dem Jahr 1947 zeigt die Arbeitsvorgänge im Maschinentorfwerk. *„Oben auf dem rauhen Torfmoor (...) steht die Torfverarbeitungsmaschine, getrieben durch einen mit Torf geheizten Dampfmotor. In den Stichgraben hinunter reicht ein an der Torfmaschine angebrachter Elevator (...). Dieser befördert es (das Torfmaterial) zur Torfmaschine hinauf und wirft es in einen Trichter. Dort wird das Material durch rotierende Messer zerrissen und gemengt und gelangt als endloser, zäher Torfstrang zum Mundloch heraus. Hier hält ein Mann ein 2m langes Brett hin, um den Torfstrang aufzufangen, eine dabeistehende Arbeiterin hat nichts weiter zu tun, als in den (...) Torfstrang gleichmäßige Einschnitte zu machen, (...) wodurch der Strang abgeschnitten wird."*

War ein Torflager abgestochen, so wurde die Maschine weitergeschoben; am Ende des Stichs angekommen, bewegte sie sich gleichermaßen zurück. Im Gegensatz zur Herstellung von Torfmull im Werk handelte es sich also um eine vollkommen der Wit-

Abb. 12: Torfpressmaschine

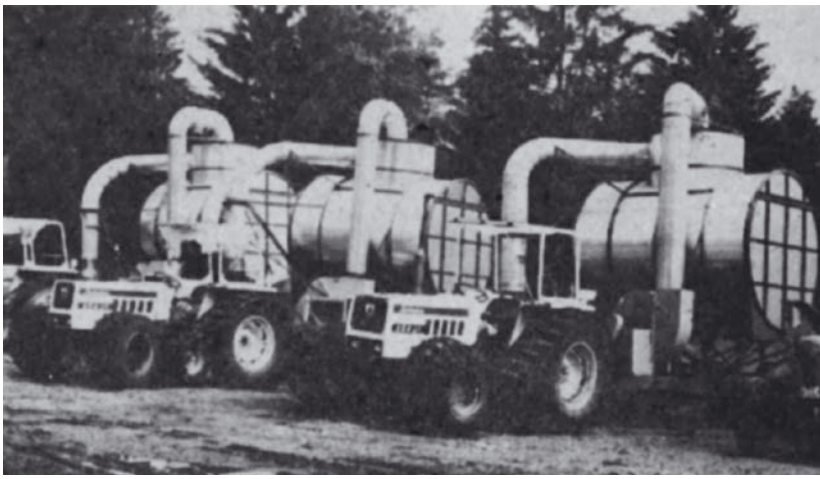


Abb. 13: „Staubsauger auf Rädern". Bild aus der Schwäbische Zeitung (13.12.1979)

Abb. 14: Das Gruppenbild von 1947 zeigt die Arbeiterschaft in blendender Laune; es wurde von einem Berufsfotografen gemacht, der auf diese Weise seine Torflieferung „bezahlt" hat. Bei den beiden Personen in der vorderen Reihe rechts handelt es sich um Herrn Erwin Buck aus Heißen und links daneben den verstorbenen Robert Uhlmann.

Abb. 15: Firmenschild der Fa. Patzer wie es sich heute am ehemaligen Betriebsgebäude darstellt.

terung ausgesetzte Arbeit, bei der auch Jugendliche zum Einsatz kamen, wie obiges Bild zeigt!

Torfabbau im Fräsverfahren

„Eines der malerischsten und geschlossensten Hochmoore unseres Raumes ist, vielmehr war, das Reichermoos zwischen Waldburg und Vogt. Trotz allgemeiner Proteste und wider bessere Einsicht ist es zur vollständigen Austorfung und damit Gewinnung von Blumenerde freigegeben worden. Tiefe Entwässerungsgräben (...) haben inzwischen zu einer irreparablen Zerstörung weiter Moorflächen geführt." (26)

Zu diesem Urteil gelangte 1989 der Heimatforscher Prof. Schillig von der PH Weingarten. Wie war es dazu gekommen?

Das Staatliche Torfwerk, das bereits begonnen

Wie die Fräsmaschine das Reicher Moos retten sollte

Vor zwölf Jahren empfahl das Landratsamt Ravensburg den Torfabbau als Allheilmittel – Jetzt ist klar: Das Moor ist tot

Von unserem Mitarbeiter Karl Friedrich Rommel

RAVENSBURG – Das „Reicher Moos" bei Vogt im Kreis Ravensburg: überall kahle, leergeräumte Moorflächen, kilometerweit. Regelmäßig kommt hier eine Fräsmaschine vorbei und trägt eine nur wenige Zentimeter dicke Torfschicht ab. Dann darf das Moor wieder trocknen bis zum nächsten Besuch der Fräsmaschine. Bis ins Jahr 2030 läuft die Abbaugenehmigung. Für die Firma der Brüder Patzer ist das Moor eine Goldgrube. Auf dem Betriebsgelände stehen plastikverschweißte Torfblöcke, darauf die Adressaten: „Italia" oder „CH". Daß die Gebrüder Patzer hier abbauen dürfen, das verdanken sie dem Ravensburger Landratsamt. Die Behörde verfolgte Anfang der 80er Jahre ein abenteuerliches Konzept: „Um ein Moor in seiner typischen Flora zu retten, muß Torf abgebaut werden", hieß es. „Die wollten Eiszeit spielen und ein paar Jahrhunderte Moorentwicklung überspringen", sagt dazu Ulf Miller vom Bund für Umwelt- und Naturschutz („Bund") über das Projekt. Doch auch das Tübinger Regierungspräsidium fand damals: Der Torfabbau sei „moorökologisch" sinnvoll. Also schrieb man denn auch den Naturschützern: „Der genehmigte Torfabbau ist Teil eines Planes zur Rettung des Reicher Mooses und seiner Wiederherstellung in einer Qualität und Bedeutung, wie sie ehedem vor dem Beginn der vielfältigen Eingriffe vorhanden waren."

12 Jahre später schreibt dieselbe Behörde: „Durch den Torfabbau sind Wasserhaushalt und Vegetation im Reicher Moos nachhaltig verändert und das Wachstum des Moores vollständig zum Stillstand gebracht worden. Eine Hochmoorregeneration ist dort nicht mehr möglich". Soll heißen: Wir haben uns einfach etwas getäuscht, jetzt ist das Moor leider nicht mehr zu retten.

Ravensburgs Landrat Guntram Blaser und Tübingens Regierungspräsident Max Gögler sind verantwortlich für das zweifelhafte „Moorrettungskonzept Reicher Moos". Trotzdem stellten beide gerade den „erfolgreichen Abschluß des Moorschutzprogramms in Oberschwaben" vor. Die Idee: Die vier oberschwäbischen Moorheilbäder Bad Waldsee, Bad Wurzach, Bad Schussenried und Bad Buchau beenden den Torfabbau im Steinacher und Wurzacher Ried. Dort bauen die Kurorte bisher den Torf ab, den sie für ihre Heilbehandlungen brauchen. Der Ersatz soll aus dem Reicher Moos kommen, denn da ist nach Meinung der Behörden ja ohnehin nichts mehr zu retten.

Die Gebrüder Patzer ließen sich die Abbaurechte, die ihnen das Landratsamt zwecks Moorrettung einmal eingeräumt hatte, jetzt teuer wieder abkaufen. Drei Millionen Mark wollten sie, und man bezahlte brav. Zwei Millionen Mark aus Naturschutzmitteln des Landes und des Bundes. Die oberschwäbischen Moorbäder zahlen die fehlende Million. „Mit diesem Geld hätte viel im Bereich des Naturschutzes geleistet werden können", sagt Ulf Miller vom „Bund". Er hält es für bedenklich, daß der Torfnachschub der oberschwäbischen Heilbäder jetzt ausgerechnet aus Naturschutzmitteln finanziert wird.

Abb. 16: „Rettung Reichermoos". Bericht aus der Schwäbische Zeitung (3.6.1995)

Abb. 17: Lorenzügle mit Arbeiterinen

Abb. 18: Ein kleiner Trost: die Lokomotive der Werksbahn, eine 1935 von Fa. Jung hergestellte EL 105 mit 9 PS Leistung und einem Gewicht von 2,9t gelangte vom Torfwerk Patzer über verschiedene Stationen in den Bayrischen Wald, wo sie hergerichtet wurde und heute noch ihren Dienst versieht.[30]

hatte, den Torf im Fräsverfahren abzubauen, stellte seinen Betrieb um 1970 ein. Das Land verpachtete daraufhin am 1.4.1971 den gesamten Betrieb für 10 Jahre an die Wurzacher Fa. Maucher, die für den Abbau von 20.000 m3 Torf je 1 DM/m³ zahlte.

Die Firma Maucher stellte 1975 einen Abbauantrag beim Landratsamt, der am 6.11.1978 zunächst bis 1985 genehmigt wurde. Im Jahr 1979 trat die Fa. Patzer (Abb. 14) in den Vertrag ein und erhielt eine Option für den weiteren Abbau bis 1991. Die Abbaufrist wurde später bis 2030 verlängert, was in der Bevölkerung auf Unverständnis und Proteste stieß. 31 Vogter Bürger schrieben einen Leserbrief an die „Schwäbische Zeitung“ *„Jahrzehntelang wurde im Reichermoos Torf abgebaut, aber in kleinen Mengen (...). Nach Übernahme des Torfwerks durch die Fa. PatzerKG (...) begann eine radikale Ausbeutung. (...) An den Hauptwegen wurden jetzt Tafeln angebracht, die das Betreten des Gebietes verbieten (...). Wir protestieren gegen diesen Raubbau, der nur wenigen Gewinn bringt und ein Erholungsgebiet für viele vernichtet. Wir haben das Recht, das Moor zu betreten, weil es Jahrzehnte nicht verboten war.“* [27]

Die Firma Patzer KG setzte große Geräte ein („Staubsauger auf Rädern“), mit denen der Torf in dünnen Schichten „abgefräst“ wurde (Abb. 15). Diese Abbauweise war notwendig, um den gehandelten Gartentorf relativ trocken in Säcke abfüllen zu können. Ein Abbau mit solchen Großgeräten war wirtschaftlich, weil sich ab ca. 1970 die Anwendung von Gartentorf ausbreitete. Einschlägige Firmen torften dazu vor allem in Niedersachsen und Bayern großflächig ab. Eine dieser Firmen war die Fa. Patzer.

BILDMATERIAL

- Abb. 1: Topografische Karte des Württemberg. Statistischen Landesamtes, 1:25000, (1903)
- Abb. 2: Gipp, Walter
- Abb. 3, 4: Zier. Lothar
- Abb. 5, 6, 7: Staatl. Liegenschaftsamt RV, Herr Peter: Bauakten der „Staatlichen Torfverwaltung Schussenried“
- Abb. 8, 10, 11, 12, 14: Buchmann, Anneliese
- Abb. 9, 15: Bernd Auerbach
- Abb. 13: Schwäbische Zeitung, 13.12.1979
- Abb. 16: Schwäbische Zeitung, 3.6.1995
- Abb. 17: „Waldburg – Bilder erzählen aus den letzten 100 Jahren“, Geiger-Verlag Horb am Neckar, 1997
- Abb. 18, 19: Dieter Maier

In der Folgezeit wandten sich eine Vielzahl von Personen – auch zahlreiche Vogter – und Institutionen gegen den Abbau; im Juli 1984 erfolgte sogar eine Petition an den Landtag. Daraufhin wurde die Abbaugenehmigung der Firma Patzer KG zurückgenommen und diese entschädigt. Der Absatz von Gartentorf ging in diesen Jahren ohnehin stark zurück. Da Ende der 1990er Jahre die Torfabbaugenehmigungen der oberschwäbischen Moorheilbäder ausliefen und aus Naturschutzgründen nicht verlängert werden sollten, wurde 1995 der gesamte Abbau von Badetorf für die oberschwäbischen Moorbäder ins Reichermoos verlegt. Die Begründung für diese Maßnahme war, dass *„die Fläche vegetationslos und ökologisch vollkommen entwertet“ (sei,) „da im Frästorfverfahren auf der gesamten Fläche gleichzeitig abgebaut wird.“* [28]

Der obenstehende Zeitungsartikel vom 3.6.1995 bringt die Verwunderung in der Bevölkerung deutlich zum Ausdruck und fasst zusammen, warum die auf 50 Jahre ausgesprochene Abbaugenehmigung auf wenig Verständnis in der Bevölkerung stieß. So ist Ruhe eingekehrt ins Reichermoos – es ist heute das einzige Moor in Baden-Württemberg, in dem noch Torf – ausschließlich zu Badezwecken – abgebaut wird [29] (Abb. 16). ■

Abb. 19: Der Abbau im Fräsverfahren hat bereits um 1972 eine ökologisch wertlose Fläche geschaffen, die sich seitdem wieder zunehmend bewaldet.

LITERATUR

- (1) Beschreibung des Oberamts Ravensburg, hrg. im Auftrag der Regierung, 1836, S. 34
- (2) Haller, F.(1915): „Handwörterbuch der Württembergischen Verwaltung“, Verlag J. Heß, Stuttgart
- (3) Bertsch, Karl (1924): „Paläobotanische Untersuchungen im Reichermoos“ in: Jahreshefte des Vereins für vaterländische Naturkunde in Württemberg, 80.Jg., Verlag Klett, Stuttgart
- (4) Zier, Lothar (1985): „Das Pfrunger Ried“, Hrg.: Landesanstalt für Umweltschutz Baden-Württemberg, Karlsruhe
- (5) Renner, Franz (2006): „Zur Geschichte des Torfabbaus im Wurzacher Ried“ in: „Oberschwaben naturnah“, Zeitschrift des Bundes für Naturschutz in Oberschwaben e.V. und des Naturschutzzentrums Bad Wurzach, Heft 2006
- (6) Rogg 1852: „Zur naturhistorischen Kenntnis Oberschwabens“, Kgl. Hofdruckerei Zu Guttenberg, Stuttgart
- (7) Liebel, Fridolin (1911): „Die Württembergische Torfwirtschaft – eine wirtschaftsgeschichtliche Studie unter besonderer Berücksichtigung Oberschwabens nach den Ergebnissen einer Privaterhebung“, in: „Münchner volkswirtschaftliche Studien“, J.G. Cotta'sche Buchhandlung Nf., Stuttgart und Berlin
- (8) Liebel, Fridolin (siehe 6), Seite 101
- (9) Schwäbischer Bauernfreund (1915), „Zentralorgan der Oberschwäbischen landwirtschaftlichen Vereine eGmbH vom 4.8.1915
- (10) Renner, Franz (1997): „Faszination Moor“, Lehrerhandbuch herausgegeben vom Oberschulamt Tübingen, Kempten
- (11) Liebel, Fridolin (siehe 6), Seite 84
- (12) Liebel, Fridolin (siehe 6), Seite 179
- (13) GdeA Vogt: Bü 1269
- (14) GdeA Vogt: Bü 1269
- (15) Liebel, Fridolin (siehe 6), Seite 208
- (16) GdeA Vogt: Bü 1269
- (17, 20, 23) Vortrag von Frau Ida Sonntag aus Reich im Gasthof „Paradies“ im Rahmen einer aufgezeichneten „Hostube“ der Lokalen Agenda am 26.1.2001
- (18, 21, 24) Persönliche Mitteilungen von Frau Ida Sonntag, Reich
- (19) Persönliche Mitteilung von Frau Anneliese Buchmann, Vogt, die dort lange Jahre im Büro gearbeitet hat. Ihr Vater kam 1924 als Zimmermann ins Torfwerk und war bis 1964 Betriebsleiter dort.
- (22) GdeA Vogt: Bü 1269
- (25) Bohler, S (1957): „Von der Entstehung und der Entwicklung der Gemeinde Vogt“, Zulassungsarbeit für das Lehramt an der PH Weingarten; S.10
- (26) D. Schillig (1989): „Im Vogelflug über den Landkreis Ravensburg“; Diaserie mit Begleitheft, S. 20
- (27) Schwäbische Zeitung, verschiedene Artikel vom 13.12.1979
- (28) Landratsamt Ravensburg, Akten zum Torfabbau im Reichermoos, Fa. Gebr. Patzer, 6991 Sinntal
- (29) Schwäbische Zeitung v. 3. 6. 1995
- (30) www.feldbahn-riedlhuette.de

„Wie ging es eigentlich weiter...?“

Lebenswege von Schwabenkindern nach ihrer Zeit in Oberschwaben

Abb. 1: Die Schwabenkinder-Dauerausstellung im Bauernhaus-Museum versucht über einen biographischen Zugang die Schicksale der Schwabenkinder für die Besucher erfahrbar zu machen

von Stefan Zimmermann

Seit der Museumssaison 2012 zeigt das Bauernhaus-Museum Wolfegg eine neue Dauerausstellung, die sich im Rahmen eines grenzüberschreitenden Ausstellungs- und Forschungsprojekts mit zwischenzeitlich 30 Partnermuseen in fünf Ländern dem Schicksal der Schwabenkinder widmet. Gerade die erfolgreiche Ausstellung im Bauernhaus-Museum legt einen starken Fokus auf einen biographischen Zugang zur historischen Thematik der Schwabenkinder. Anhand verschiedener exemplarischer Einzelbiographien gelingt es die Schicksale der abertausenden von Kindern der Anonymität der Masse zu entreißen und den Museumsbesuchern die verschiedenen Facetten zu vermitteln, die das Schicksal eines Schwabenkindes haben konnte. Der Ausstellungsrundgang in Wolfegg endet mit der Rückkehr der Kinder in ihre Heimat im Herbst – traditionell an Martini bekamen sie vom Dienstherren ihren Lohn und das zugesicherte „doppelte Häs“ ausgehändigt und traten den Heimweg an.

Zahlreiche Schwabenkinder kamen zwischen ihrem 8. und 14. Lebensjahr mehrmals nach Oberschwaben. Zweifellos hat sie diese Episode ihres Lebens geprägt und in einigen Fällen auch die Weichen für den späteren Lebensweg gestellt. Die meisten blieben auch im Erwachsenenalter in ihrem Heimatdorf, bewirtschafteten den elterlichen Hof weiter oder arbeiteten als Knechte, Tagelöhner oder Handwerker, andere gingen sicherlich in die Städte

um in Fabriken oder anderen Betrieben ihr Auskommen zu finden, etliche zog es auch im Erwachsenenalter als Wanderarbeiter wieder in Fremde.

Dieser Beitrag möchte einige außergewöhnliche Biographien von Schwabenkindern nachzeichnen – aber eben nicht ihre Zeit hier in Oberschwaben – sondern ihren weiteren Lebensweg danach. Darunter finden sich ein Erfinder und Begründer eines erfolgreichen Weltkonzerns, ein international erfolgreicher Opernsänger, eine dreizehnfache Mutter, der Gründer eines traditionsreichen Unternehmens im heutigen Landkreis Ravensburg, eine Unternehmerin und Schriftstellerin, der wir eine der wichtigsten Quellen über die Schwabenkinder überhaupt verdanken, und eines der letzten noch lebenden ehemaligen Schwabenkinder dessen gesamte Lebensgeschichte gut und gerne als Vorlage für einen Abenteuerfilm dienen könnte.

Abb. 2: Kaspar Winkler –ehemalige Schwabenkinder, passionierte Erfinder und „Tüftler" und Grundsteinleger eines bis heute erfolgreichen Weltkonzerns

Tüftler und Grundsteinleger eines Weltkonzerns

Im Juni 2010 feierte der Weltkonzern Sika sein 100jähriges Bestehen. Die Firma Sika, global tätig im Bereich Bauchemie und Industriewerkstoffe beschäftigt aktuell über 12.000 Mitarbeiter in 72 Ländern und macht jährlich etwa fünf Milliarden Schweizer Franken Umsatz. Im Rahmen der Feierlichkeiten zum Jubiläum der Firmengründung vor 100 Jahren wurde in dem kleinen Vorarlberger Ort Thüringen eine Straßentafeln enthüllt – eine Straße des Dorfes heißt seitdem „Winklergasse". Eine Ehrenbezeugung an den Firmengründer von Sika und bekanntesten Sohn des Orts: Kaspar Winkler.

Geboren 1872 arbeitete er als Schwabenkind in Oberschwaben und auch danach zog es ihn immer wieder in die Fremde. Dort erlernte er verschiedene Berufe des Baugewerbes: gipsen, mauern, zeichnen. Nach der Übersiedlung in die Schweiz gründete er in Zürich seine eigene Firma und wandte sich nun mehr verstärkt der Forschung zu – mit Erfolg!

1906 gelang Winkler die Entwicklung eines Ersatzstoffes für Holz, der sich zu Platten pressen ließ, es folgten verschiedene Schutz-und Reinigungsmittel für Granit. Der unermüdliche Tüftler Kaspar Winkler ermöglichte durch die Erfindung eines Mittels mit dem sich Mörtel wasserdicht machen ließ bereits vor einem Jahrhundert das Abdichten des Gotthardtunnels. In den Fußstapfen seines Gründers ist Sika auch heute maßgeblich in nahezu alle baulichen Großprojekte des Erdballs vom Riesenstaumdamm bis zum Wolkenkratzer und natürlich auch beim neuen Gotthard-Basistunnelprojekt involviert. Im Ort Thüringen weist heute neben der nach ihm benannten Straße auch eine Ehrentafel an seinem Geburtshaus auf die Verdienste des ehemaligen Schwabenkindes Kaspar Winkler hin.

Abb. 3: Dem ehemaligen Schwabenkind Arnold Inauen gelang unter seinem Künstlernamen „Arnold von der Aue" eine Karriere als Opernsänger diesseits und jenseits des Atlantiks

Vom Schwabenkind zum Opernstar

Eine ausgewöhnliche Karriere als Opernsänger und Schallplattenpionier gelang dem ehemaligen Schwabenkind Arnold Inauen – dann allerdings bereits unter seinem Künstlernamen „Arnold von der Aue". Geboren wurde er 1865 in Appenzell/Innnerrhoden als eines von zehn Kindern der Familie Inauen. Im Alter von 12 Jahren kam er 1877 als Schwabenkind in unsere Region. Sein damaliger Dienstherr und der Dienstort sind leider nicht mehr festzustellen.

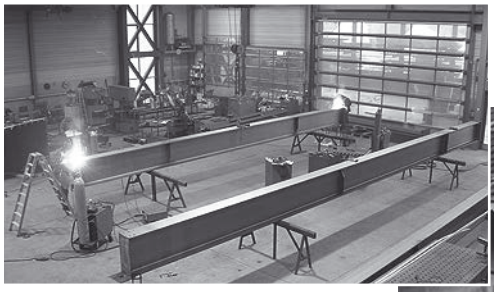
Von seinem wenigen Ersparten eignete er sich früh Kenntnisse der französischen und englischen Sprache an um als Kellner arbeiten zu können. Mit einer Sängergesellschaft reiste er in die großen Metropolen Europas u.a. London und Sankt Petersburg. In Hamburg wurde eine begüterte Dame auf seine außergewöhnliche Stimme aufmerksam und begann Inauen als Mäzenin zu fördern und finanziell zu unterstützen. Dies ermöglichte ihm eine professionelle Gesangsausbildung in Frankfurt a.M. wo auch die deutsche Presse auf die „trefflich ausgefeilte, musikalisch und darstellerisch reifen Leistungen des Tenoristen" aufmerksam wurde.

Nun folgten zahlreiche Auftritte in Deutschland, Frankreich, Großbritannien und auch in seiner Heimat Schweiz. In London stand Inauen unter seinem Pseudonym Arnold von der Aue am 30. September 1898 zum ersten Mal vor dem Aufnnahmetrichter des Schellack-Pioniers Fred Gaisberg. Damit ging er als der erste Kontinentaleu-

ropäer, der eine Schellackplatte in deutscher Sprache besang in die Geschichtsbücher ein. Inauen, dessen Stimme nachgesagt wurde, daß sie v.a. das „schwache Geschlecht“ immer wieder zur Tränen zu rühren vermochte, besang erfolgreich weitere Schellackplatten. 1903 folgte er dem Ruf der „Neuen Welt“ und beschloss in den USA auf Tour zu gehen. Nach eigenen Angaben absolvierte er bis 1910 Auftritte in 40 US-Bundesstaaten und 80 Städten. Seine Heimat sollte er nicht wiedersehen – 1914 verliert sich seine Spur im Mittleren Westen der USA, Ort und Umstände seines Todes blieben mysteriös.

Eine neue Heimat im Schwabenland: Isabella Lechleitner und Josef Anton Neyer

Josef Anton Neyer (1800 – 1881) aus Triesen im Fürstentum Liechtenstein kam vermutlich während der Jahre 1815 bis 1820 als Schwabenkind gemeinsam mit seinem Bruder Liberat nach Mennisweiler.



▲ **Abb. 4: Blick in eine Fertigungshalle der Firma Neyer Stahltechnik in Mennisweiler. Die Firma kann auf fast zwei Jahrhunderte Firmengeschichte und ein ehemaliges Liechtensteiner Schwabenkind als Firmengründer zurückblicken.**

Abb. 5: Das ehemalige Schwabenkind Isabella Hund, geb. Lechleitner bei ihrer Goldenen Hochzeit 1930 in Staig.

Nach dieser Zeit in der Fremde beschloss er nicht mehr in seine Heimat zurückzukehren, sondern in Oberschwaben sein Glück zu suchen und sich hier eine Zukunft aufzubauen. Was ihn genau zu dieser Entscheidung bewog, wie er abwog zwischen der Rückkehr nach Liechtenstein und einer Zukunft in Oberschwaben, darüber können wir aus heutiger Sicht nur spekulieren.

1831 begegnet uns Josef Anton Neyer in Archivakten wieder – er erwarb in diesem Jahr das Meisterrecht als Hufschmied und heiratete eine Tochter von Anton Multer und dessen Frau Veronika. Josef Anton Neyer und seine Frau Anna Maria übernahmen das elterliche Anwesen und bauten dort eine Schmiedewerkstatt an. Aus der Ehe gingen dreizehn Kinder hervor, von denen allerdings drei bereits kurz nach der Geburt starben. Von den verbliebenen Söhnen wurde zwei Schmiedemeister, zwei Wagnermeister, einer Rechenmacher und ein weiterer Metzger und Wirt. Alle sechs erwarben oder bauten sich eigene Handwerksstätten mit einer Landwirtschaft.

Über Generationen wurde in der Familie das Schmiedehandwerk stets von einigen Kindern erlernt und ausgeübt. 1970 gründete Wilhelm Neyer (geb. 1948) nach bestandener Meisterprüfung im Landmaschinensektor gemeinsam mit seinem Bruder Hermann (geb. 1950) das Unternehmen „Neyer Landtechnik“. 1994 wurde eine neue Firma mit dem Namen „Neyer Stahltechnik“ als zweites Standbein des Unternehmens gegründet. 2007 beging das Unternehmen sein 175jähriges Jubiläum und kann auf ein ehemaliges Liechtensteiner Schwabenkind als Firmengründer zurückblicken.

Es ist eine anrührende Fotografie: ein Ehepaar, würdevoll in die Kamera blickend und vom Alter gebeugt, werden zu ihrer Goldenen Hochzeit vor dem zu diesem Anlaß festlich geschmückten Hofgebäude und der zahlreich erschienen Verwandtschaft abgelichtet. Entstanden ist diese Fotografie im Jahr 1930 auf dem Hof der Familie Hund in Staig. Die beiden Jubilare sind Johann Georg Hund und seine zu diesem Zeitpunkt 71jährige Ehefrau Isabella Hund. Als Isabella Lechleitner wurde sie am 23. September 1859 in dem Dorf Mathon im Paznaun geboren. Be-

reits als Mädchen von 13 Jahren kam sie vermutlich 1872 als Schwabenkind nach Staig bei Ravensburg.

Im Jahr zuvor war ihr Vater als Wanderarbeiter in Böhmen tödlich verunglückt. Eine menschliche und wirtschaftliche Katastrophe für die Familie Lechleitner, die die Mutter Amalie schließlich zwang ihre Kinder als Schwabenkinder in die Fremde zu schicken. Neben Isabella mussten auch ihre beiden Brüder sich bei oberschwäbischen Bauern verdingen. Wie das Liechtensteiner Schwabenkind Josef Anton Neyer entschied sich auch Isabella Lechleitner zu einem bestimmten Zeitpunkt gegen eine Rückkehr in ihre Heimat und für ein weiteres Leben in Oberschwaben. 1880 heiratete sie schließlich den Landwirt und Eisenbahnvorarbeiter Johann Georg Hund aus Staig und hatte mit ihm 13 Kinder. Sie starb am 08. Februar 1949 im Alter von 90 Jahren und ihrer Familie ist als Episode, die an die ursprünglich Herkunft von Isabella Lechleitner erinnert, bis heute in Erinnerung, daß sie wohl hervorragend jodeln konnte.

INFO

Das Bauernhaus-Museum plant in der Museumssaison 2015 eine Sonderausstellung in der die Biographien „prominenter" Schwabenkinder aufgearbeitet werden sollen.

Die Sonderausstellung wird im neuen Ausstellungspavillon bei der „Zehntscheuer Gessenried" zu sehen sein in dem in der Museumssaison 2014 nochmals die Sonderausstellung „Enge Täler-Weites Land. Auswanderung aus dem Alpenraum nach Oberschwaben" gezeigt wird.

Wie ein Abenteuerroman – die bewegte Lebensgeschichte des Hilare Nenning

Als im Sommer 2012 der zwischenzeitlich 90jährige Hilare Nenning uns inmitten der Schwabenkinder-Ausstellung in der „Zehntscheuer Gessenried" seine Lebensgeschichte erzählte hatte er seine Zuhörer von Beginn an in seinen Bann gezogen. Wie ein Abenteuerroman oder das Skript zu einem Film liest sich seine Biographie. Geboren wurde der Vorarlberger in Brasilien, dorthin waren seine Eltern ausgewandert um im Amazonas-Urwald, 300 Kilometer von Sao Paulo entfernt ihr Glück als Kaffeefarmer zu versuchen. Dann starb der Vater plötzlich an einem tödlichen Schlangenbiss und die Familie war gezwungen wieder nach Österreich zurückzukehren, acht Jahre war Hilare Nenning damals. Seine Mutter arbeitete in einer Fabrik um die Familie einigermaßen über Wasser zu halten, dennoch wuchs Hilare Nenning und seine Geschwister teilweise im Waisenhaus auf.

1936 schließlich kam der 13jährige als Schwabenkind auf einen Hof in Roggenzell. Er hatte Glück und wurde von der Bauersfamilie gut aufgenommen und ordentlich behandelt. Sogar bei der Arbeitssuche nach seiner Zeit als Schwabenkind versuchte

Abb. 6: Hilare Nenning (Mitte) mit der Familie auf deren Hof in Roggenzell, wo er 1936 als Schwabenkind war.

ihn sein ehemaliger Dienstherr zu unterstützen, Mechaniker wollte Nenning werden. Beim Arbeitsamt wurde er trotz der Fürsprache des Bauern jedoch abgewiesen: eine Lehre in Deutschland sei für einen Österreicher nicht möglich hieß es, richtige Papiere wie einen Taufschein konnte Nenning durch seine Geburt in Brasilien auch nicht vorweisen.

Während des Zweiten Weltkriegs meldete er sich freiwillig zum Einsatz bei der Wehrmacht, in der Hoffnung dort vielleicht als Mechaniker lernen und arbeiten zu können. Von Süditalien aus sollte er mit einem Truppentransporter nach Nordafrika übersetzen um dort an den Kämpfen des „Afrikakorps" teilzunehmen, doch das Schiff wurde von der britischen Marine versenkt. Fast einen Tag lang trieb Nenning mit anderen Schiffbrüchigen im Mittelmeer bis sie gerettet wurden. Einen Monat verbrachte er im Lazarett im libyschen Tripolis, wo er prominenten Besuch erhielt, wie er sich heute noch erinnert. Erwin Rommel schenkte ihm bei einem Lazarettrundgang eine Zigarette und wechselte einige Worte mit ihm. Später geriet er an der Ostfront in russische Gefangenschaft. Im Kriegsgefangenenlager halfen ihm seine zwischenzeitlich angeeigneten Kenntnisse und sein offensichtliches Talent als Mechaniker beim Überleben. Hilare Nenning arbeitete dann in verschiedenen Fabriken in Vorarlberg und holte mit 42 Jahren das Abitur nach. Später war er sogar als Lehrer tätig. Privat sind Reisen mit dem Wohnmobil durch ganz Europa und Oldtimer bis ins hohe Alter seine Leidenschaft geblieben.

▲ **Abb. 7: Fotografie des Elternhauses von Regina Lampert in Schnifis. Das Gebäude steht inzwischen nicht mehr.**

▶ **Abb. 8: Regina Lampert am Ufer des Zürichsees. In Zürich verfasste sie auch ihre Erinnerungen an ihre Jugendzeit und die Zeit als Schwabenkind in Berg bei Ailingen.**

„Beim Niederschreiben glaubte ich, es wäre erst gestern gewesen, so klar ist die Erinnerung" – die biographischen Erinnerungen der Regina Lampert

Am Ende dieses Beitrags sei in aller Kürze natürlich noch auf das vielleicht „prominenteste" Schwabenkind und ihr literarisches Vermächtnis verwiesen: Regina Lampert, 1854 in Schnifis zwischen Bludenz und Feldkirch in Vorarlberg geboren hat eines der seltenen autobiographischen Zeugnisse eines Schwabenkindes aus der Zeit vor 1900 hinterlassen. 1929 nahm Regina Lampert –Bernet am Schreibtisch ihrer Züricher Wohnung Platz und begann das tags zuvor in einer Buchhandlung gekaufte Schreibheft mit den Erinnerungen an ihre Jugendzeit zu füllen. Die Ereignisse über die sie berichtete lagen sechs oder mehr Jahrzehnte zurück. Viel war zwischen ihrer Zeit als Schwabenkind auf einem Hof in Berg bei Friedrichshafen am Bodensee und dem Jahr 1929 geschehen. Sie war Mutter von vier Töchtern, Großmutter von zwölf Enkeln, lebte seit 1880 in der Schweiz, war seit 1893 Witwe, hat das Baugeschäft ihres verstorbenen Mannes zunächst im Alleingang weitergeführt, hatte dann als Wirtin und „Modistin" gearbeitet und schließlich ein Pension mit Zimmern für Studenten betrieben. Alle interessierten Lesern seien die Erinnerungen von Regina Lampert („Die Schwabengängerin" Erinnerungen einer Magd aus Vorarlberg 1864-1874, Zürich 2010, 440 Seiten) als weiterführende Lektüre zum Lebensweg dieser bemerkenswerten Frau ans Herz gelegt. ■

BILDMATERIAL

- Abb. 1: Fotoarchiv Bauernhaus-Museum Wolfegg
- Abb. 2: Sika Schweiz AG
- Abb. 3, 6, 7, 8: Privatbesitz
- Abb. 4: Firma Neyer Stahltechnik
- Abb. 5: Stadtarchiv Ravensburg, Sammlung Zitrell

„Erhalte das Alte!“

Wir zeichnen Personen aus, die wertvolle Bausubstanz durch Sanierung erhalten haben

Die „Fördergemeinschaft zur Erhaltung des ländlichen Kulturgutes e. V.“ verfolgt den Satzungszweck,

„... durch die Erhaltung des ländlichen Kulturgutes, insbesondere die Schaffung eines ... Bauernhausmuseums, die Formen bäuerlichen Lebens, Arbeitens und Wohnens in unserem Raum einer breiten Öffentlichkeit zugänglich zu machen ...“

Um diesem Ziel nicht nur im Museum näher zu kommen, zeichnen wir Personen aus, die sich in irgendeiner Form verdient gemacht haben, indem sie – entgegen Zeitgeist und Gewinnmaximierung! kulturgeschichtlich wertvolle Bausubstanz an Ort und Stelle erhalten haben. Mit der Prämiierung möchten wir der Öffentlichkeit Personen vorstellen, deren Handeln meist im Verborgenen geschieht und die sich im Sinne unseres Satzungszweckes verdient gemacht haben. Die Preisverleihung bitten wir als symbolisch zu verstehen, da unsere finanzielle Unterstützung dem Museum gilt und wir keine Reichtümer zu verschenken haben.

Wir stellen Ihnen hiermit diese Leute – Idealisten, um die es sich meist handelt – in Wort und Bild vor und lassen sie auch zu Wort kommen. Nebenbei erfahren Sie einiges über den jeweiligen Haustyp, seine Merkmale, Bedeutung und Verbreitung. Im Jahr 2013 handelte es sich um folgende Personen:

1. Herr Ernst Bentele
Ergeten 1
88285 Bodnegg

2. Herr Heinrich Jäger
Gaishaus 1A
88364 Wolfegg

1. Der Hof Bentele in Bodnegg - Ergeten

Abb. 1: Das stattliche Wohnhaus in Ergeten. Die Bemalung an der Unterseite des Dachvorsprungs stammt von dem naiven Maler Melchior Setz von Hinteressach aus den 30er Jahren des vergangenen Jahrhunderts. Sein Haus steht noch an Ort und Stelle, „das Hexenhäusle"

von Karlheinz Buchmüller

Ein Bauernhof ist einem ständigen Wandel unterworfen. Selbst wenn er ganz aus Holz gebaut ist, kann er über 350 Jahre alt werden. Das gilt vor allen für die Hofanlagen, bei denen das Wohnhaus getrennt von den Wirtschaftsgebäuden steht. Solche Häuser werden von der Stallfeuchtigkeit und den üblichen Umweltbelastungen, die ein Wirtschaftsbetrieb mit sich bringt, weniger belastet als ein Eindachhaus, bei dem das Wohnhaus mit den Wirtschaftsgebäuden unter einem Dach zusammengefasst ist.

Es gibt genügend Beispiele, sowohl von der einen wie von der anderen Hausform, bei denen nur das Wohngebäude in seiner ursprünglichen Form erhalten und die Wirtschaftsgebäude immer wieder modernisiert wurden. Dazu gehören die Häuser mit einer einseitigen Stockwerkerhöhung, bei denen die ursprüngliche Form nicht ohne weiteres erkennbar ist. Diese einseitige Anhebung eines Stockwerks bringt wesentlich mehr Wohnfläche. Es wurde in dieser Zeit bei den Südoberschwäbischen Bauernhäusern sehr häufig angewandt.

Ein besonders eindrucksvolles Beispiel ist der Hof Bentele in Bodnegg-Ergeten, der 1687 erbaut wurde. Bei diesem Hof handelt es sich um eine Hofanlage mit dem freistehenden Wohnhaus. Auf dem ältesten Lageplan von 1823 sieht man diese typische Situation sehr deutlich.

Dieser Umbau war verhältnismäßig einfach zu gestalten. Nach dem Abheben einer Dachfläche, wird auf die Bundbalken eine stockwerkhohe Fachwerkwand gestellt. Die neuen, verkürzten Sparren werden mit den verbliebenen Sparren der Rückseite am

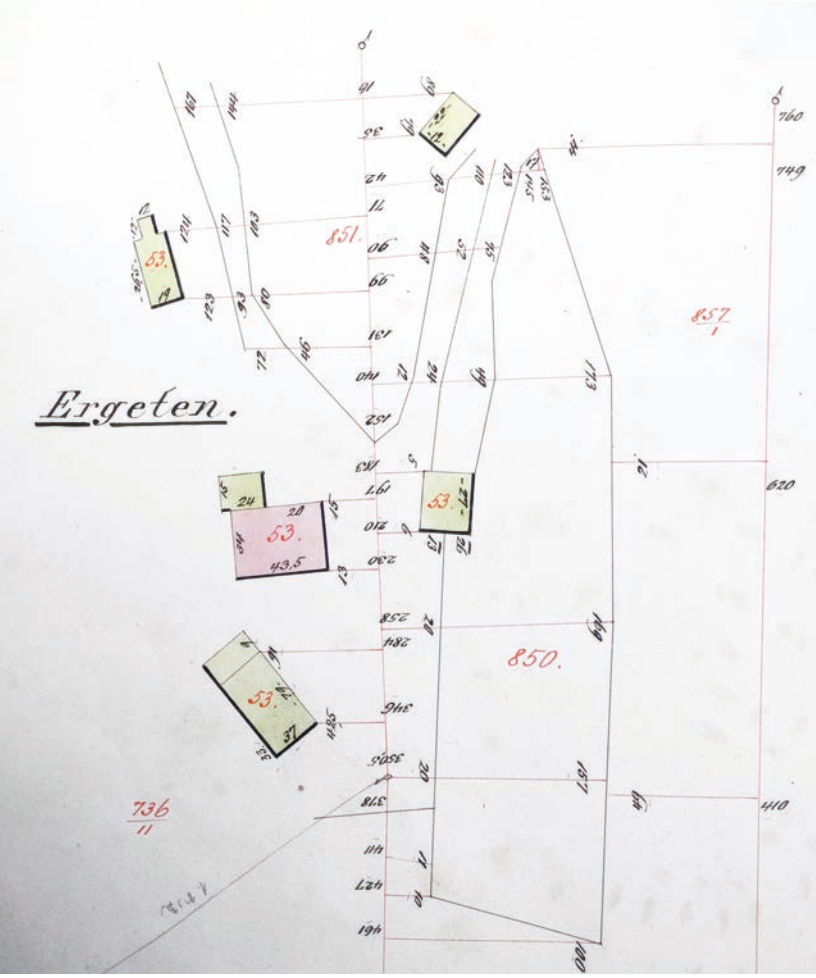


Abb. 2: Ein Plan vom Hof aus dem Jahre 1823, bei dem die typische Hofanlage sichtbar ist. Das Wohnhaus ist rot eingezeichnet. Alle übrigen Wirtschaftsgebäude stehen regellos im Hofareal

Abb. 4: An einer Stelle des Hauses wurde der Putz abgeschlagen. Hier erkennt man die Holzkonstruktion der Balkenständerwand

Abb. 3: Die Jahreszahl die im Stubenbalken eingeschlagen ist, stimmt mit dem Baujahr des Hauses überein. Es existiert ein Lehensvertrag mit demselben Datum

Giebel wieder verbunden. Der typische große Dachvorsprung bleibt durch die Aufschieblinge erhalten. Dieser Vorsprung wurde häufig mit einer konkaven Schalung verkleidet und in unserem Beispiel von Melchior Setz von Hinteressach in den 30er Jahren bemalt (Hexenhäusle).

Über dem Erdgeschoß sind die Balkenköpfe der Geschoßbalken, auf denen die Fachwerkwand der Erhöhung aufgesetzt ist, sichtbar. Während die Wände im Erdgeschoß in Balkenständerbauweise gebaut und anschließend verputzt wurden sind die Wände der Erhöhung in Fachwerkbauweise errichtet und anschließend mit Brettern verschalt wurden. An der Westseite hängen dann üblicherweise die Wetterdächer zum Schutz vor Schlagregen.

In der Oberamtsbeschreibung von Tettnang aus dem Jahr 1838 werden die Bauernhäuser wie folgt beschrieben: „Die älteren Gebäude auf dem Lande sind größtenteils ganz von Holz, eine Art Blockhäuser, und mit Schindeln bedeckt; seit 15-20 Jahren hat sich aber unter der Einwirkung des Oberamts die Bauart sehr verbessert“.

Was ist nun die Ursache der Aufstockung am Haus Bentele in Ergeten die im südlichen Oberschwaben in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts sehr verbreitet war? Unter Umständen wurde mehr Platz benötigt weil die Familie größer wurde? Oder weil bei der Hofübergabe die Altbauern separate Zimmer beanspruchten? Das sind durchaus Möglichkeiten, aber ein wesentlicher Grund scheint ein politisch - wirtschaftlicher zu sein.

Bis 1802 war der oberschwäbische Bauer ein leibeigener Lehensmann, ein Untertan eines Grundherrn dem er Geld, Naturalien und verschiedene Fronen erbringen musste. Der Grundherr lieferte dagegen bestimmte Sachleistungen, wie kostenlose wie Brenn- und Bauholz oder verschiedene Baumaterialien. Beim Wiener Kongress 1815 wurde Oberschwaben endgültig dem Königreich Württemberg zugeschlagen und die Aufhebung der alten, feudalen Pflichten eingeleitet.

Die Allodifikation ging sehr langsam voran, denn der Adel weigerte sich die bäuerlichen Untertanen aus dem bisherigen Lehensverband zu entlassen. Bei anderen Bauern deren bisherige Lehnsherrn Städte, Klöster oder Stiftungen waren, wurde die Allodifikation zügiger verwirklicht. Die wohlhabenden Bauern waren nach der Umwandlung häufig in der Lage die gesamte Ablösesumme aufzubringen und zum Teil noch neues Land hinzuzukaufen. Die bedeutendsten Landesherren behandelten nach wie vor ihre Bauern wie bisher und erst 1848, nach zum Teil gewaltsamen Protesten der Bauern, kam der politische Durchbruch.

Durch das Anerbenrecht und durch die Vereinödung waren die Bauernhöfe im Oberland im Durchschnitt größer als im württembergischen Unterland. Der Getreideanbau war bei dem geschlossenen Grundbesitz nach der Vereinödung sehr umfangreich. Durch den Getreideexport und durch florierendem Viehhandel in die Nachbarländer Schweiz und Österreich waren die Bauern sehr erfolgreich und verfügten jetzt über ein größeres Vermögen, das sie in die Lage versetzte, in ihre Höfe zu investieren. Andere Anbaumöglichkeiten wie Hopfen- Kartoffel- Obstanbau wurden in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts von der Krone gefördert und trugen ebenfalls zu einer wirtschaftlichen Verbesserung bei. Dazu kam der rasche Bevölkerungszuwachs mit einem größeren Nahrungsmittelbedarf.

Neben den Investitionen bei den Wirtschaftsgebäuden wurden jetzt auch die Wohngebäude modernisiert. In unserem Fall kann man aus Archivalien beim damaligen Besitzer Josef Spannagel 1840 solche Umbaumaßnahmen entdecken. Das Wohnhaus wurde auch um diese Zeit erneuert, ein genauer Zeitpunkt konnte bisher allerdings noch nicht festgestellt werden. Bei diesen Umbauten entstand nun ein stattliches Wohnhaus, das bis heute in seinem ursprünglichen Zustand erhalten und bewohnt wird. Es ist ein sichtbares Zeichen für eine erfolgreiche Epoche des ausgehenden 19. Jahrhunderts im Oberland. ■

BILDMATERIAL

- Abb. 2: Vermessungsamt Ravensburg
- Abb. 1, 3, 4, 5: Karlheinz Buchmüller

Abb. 5: Bei diesem Bild von der Rückseite ist die Bretterverschalung sichtbar. Die einseitige Aufstockung der Vorderseite ist hier besonders deutlich zu sehen

2. Der Hof Jäger in Wolfegg-Wassers

Abb. 1: Der Hof Jäger in Wolfegg-Wassers während der Restaurierung

von Karlheinz Buchmüller

Der Altoberschwäbische Bauernhof ist ein Eindachhaus, bei dem Wohn- und Ökonomiebereich unter einem Dach zusammengefasst sind. Der bisher bekannte ländliche Baubestand ist vor dem Dreißigjährigen Krieg bereits belegbar. Ein Exemplar, das in Bad Schussenried erforscht werden konnte, wurde nachweislich schon 1570 erbaut. Die meisten anderen, bisher entdeckten Bauernhäuser sind während oder nach dem Dreißigjährigen Krieg gebaut worden.

Das Eindachhaus ist in ganz Oberdeutschland beheimatet. In einem relativ kleinen Gebiet zuwischen Ravensburg und Biberach und hier besonders um Bad Schussenried - Bad Waldsee, ist der Altoberschwäbische Bauernhof in seiner handwerkstechnischen Entwicklung bis in die 50er Jahre des vergangenen Jahrhunderts erhalten geblieben.

Diese Hausform ist die Einzige, die in der Vergangenheit in der Literatur eine Bedeutung erlangt hat wie z.B. das Schwarzwälder- oder das Schweizer Bauernhaus. Diese besondere Konstruktion hat natürlich auch in die nähere und weitere Umgebung ausgestrahlt, sodass wir solche Bauernhäuser auch im übrigen Oberschwaben finden können.

Ein solches, nahezu unverändertes Haus mit einer langen Geschichte, steht in Wassers in der Gemeinde Wolfegg. Es ist in diesem Ort nicht das einzige wertvolle Bauernhaus, aber zumindest für die

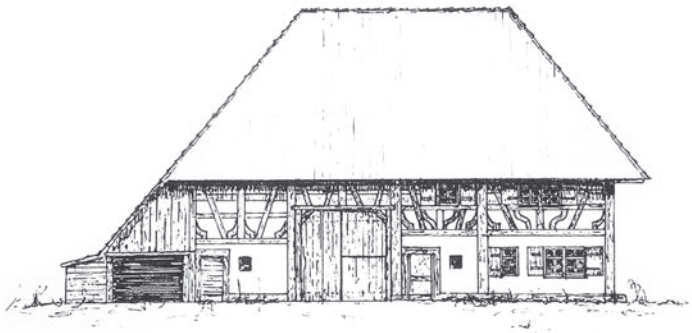


Abb. 2: Der Altoberschwäbische Bauernhof mit seiner Gefacheinteilung. Wohn-, Küchen-, Tennen- und Stallgefach. Anschließend folgt noch der „Schopf" und die Wagenremise

Hausforschung das Bedeutsamste. Die innere Renovierung entspricht nicht mehr dem ursprünglichen Zustand, aber hier muss man Zugeständnisse machen, denn die Menschen die darin wohnen, leben im 21. Jahrhundert.

In der Beschreibung des Oberamts Waldsee von 1834 werden die Höfe wie folgt beschrieben: „Die Häuser sind, wie gewöhnlich, von Holz, übrigens in der Regel groß und mit großen, weit hervorragenden Walmdächern versehen. Sie sind nicht selten ganz verblendet und das Fachwerk ist gemeiniglich roth bemalt. Die neuen Häuser, deren es wegen der öfters stattgehabten Feuersbrünste viele gibt, haben alle Ziegeldächer. Die älteren dagegen sind gemeiniglich mit Stroh, und in der vorm. Grafschaft Wolfegg noch sehr viele mit Schindeln bedeckt".

Die Besonderheit bei den Altoberschwäbischen Eindachhäusern ist ihre mächtige, geschoßübergreifende Fachwerkkonstruktion. Die gewaltigen Eckständer ruhen auf einer festen Unterlage, dem Schwellenkranz. Die auf großen Feldsteinen liegenden Schwellenbalken werden an den Ecken mit einem Zapfenschloss gefestigt das äußerlich sichtbar ist.

Den oberen Wandabschluss bilden mit eingezapften Querhölzern den Rahmen (Rähm), auf dem die Deckenbalken mit den Stockschwellen liegen. Das Schließen der Gefache zwischen den waagerechten und senkrechten Wandständern erfolgte auf verschiedene Weise. Im Erdgeschoß vom Wohn- und Tennenbereich war die Balkenständer- bzw. die Bohlenständerwand lange Zeit üblich. Vermutlich wurde bei den älteren Eindachhäusern auch die Bohlenausfachung auch im Wohnteil des Obergeschosses durchgeführt.

Im Obergeschoß war die Wandbildung in der Regel ein Sichtfachwerk bei dem die Gefache mit Feldsteinen, mit Lehmflechtwerkfüllung oder in jüngerer Zeit mit verputzten Ziegelsteinen ausgefüllt wurden.

Die Nuten der Bohlenständerwand sind äußerst empfindlich gegenüber Nässe und Schlagregen. Schon sehr früh wurden die gefugten Wände mit einem Lehmverputz geschützt und mit Kalk weiß gestrichen. In die Holzwände wurden kleine Holznägel als Putzträger eingeschlagen. Deshalb waren bei den alten Gebäuden die Bohlenständerwände und das Fachwerk meistens nicht mehr als solche erkennbar.

Bei den jüngeren Eindachhäusern wurden die Bohlenständerwände seltener gebaut, sondern im gesamten Wohnbereich ersetzte man sie durch Steinwände. Die waren stärker als die darüber liegende Fachwerkwand, sodass sie über die Hausfront vorstand. Der Überstand wurde mit einer Reihe Dachziegel an der Oberseite abgedeckt.

Abb. 3: Ein Zapfenschloss, das neu angefertigt werden musste. Der Geschoßständer und die Balkenständerwand ist noch original

Abb. 4: Die Balkenständerwand noch ohne Fensterlaibungen

Abb. 5: Eine historische Aufnahme als das Haus noch verputzt war

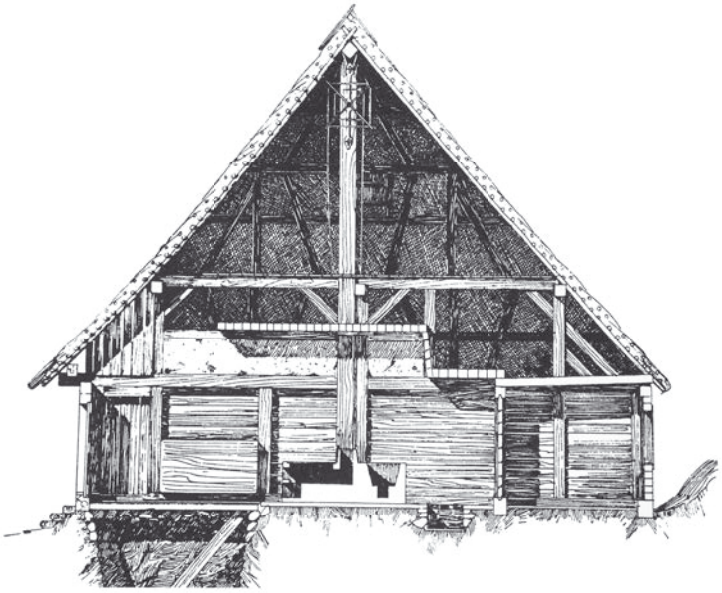


Abb. 6: Das Firstsäulenhaus bei dem mehrere Säulen hintereinander die Firstpfette tragen

Abb. 7: Der Scherendachstuhl, bei dem die Firstpfette in einer sog. „Schere" liegend von Dachsparren oder „Rofen" getragen wird. Der Dachraum ist dadurch frei von Säulen und ungehindert begehbar

Bei der Wandbildung im Obergeschoß werden die einzelnen Gefache mit den überall verfügbaren Feldsteinen zugemauert. Ebenso häufig wird das Fachwerk mit einer Lehmflechtwerkfüllung geschlossen. Eine jahrhunderte alte Methode, die schon bei den Pfahlbauten üblich war. Hierbei werden dünne Spalthölzer um dickere Lattenhölzer geflochten. Dazwischen wurde dann ein gut durchmengter Lehm, der mit Häckselstroh vermischt war, hinein gepresst. Die Außenseite wurde mit einem Kalkanstrich „geweißt". Dieselbe Methode wurde im gesamten Innenbereich angewandt, vor allem auch bei den Zimmerdecken. Dabei wurden häufig, seitlich in die Deckenbalken, eine Nut eingestemmt in die man die Ruten, meist Weidenruten, eingespannt und dann mit Lehmgemisch geschlossen hat. Bei den senkrechten Wänden wurden oftmals Kratzmuster in den noch feuchten Lehm als Verzierung angebracht. Die Stube war der einzige Raum der immer vertäfert war.

Bei diesen Altoberschwäbischen Bauernhäuser gibt es zwei wesentliche Dachkonstruktionen. Bei der ersten, stehen in der Mitte der Hausflucht eine Reihe von Säulen, die vom Boden bis zum Firstbalken durchgehen und die gesamte Dachlast tragen. Die zweite, etwas jüngere Konstruktion ist bei dem Haus in Wassers noch vorhanden.

Diese Dachkonstruktion, bei der auf die durchgehenden Firstsäulen verzichtet wird, ist der sog. Scherenstuhl. Bei dieser jüngeren Konstruktion, wird die Firstpfette, die seither von Firstsäulen getragen wurden, weiterhin beibehalten. Die regelmäßig behauene Dachsparren, früher Rofen genannt, die die Dachhaut trägt, bilden am oberen Ende eine „Schere" die die Firstpfette aufnimmt. Schräg gestellte Spannriegel und horizontale Wandpfetten übernehmen die Sicherung eventueller Verschiebung durch Winddruck. Nahe am First verbinden eine Art Kehlbalken das Sparrenpaar. Hier wie oben an der Schere werden alle Holzverbindungen mit Holznägeln gesichert. Bei den Häusern mit Firstsäulen waren bei die einzelnen Gefache immer von den Säulen begrenzt. Beim Scherenstuhl war eine freie Anordnung

Abb. 8a + 8b: Weitere Bilder vom Ausbau

der einzelnen Gefache ohne die Einschränkung durch Firstsäulen möglich. Das gilt sowohl für den Dachraum wie auch für das Erdgeschoß in dem jetzt unterschiedlich große Räume entstehen konnten.

Diese und andere Details sind in dem hier prämierten Haus noch vorhanden. Eine Vertiefung weiterer historischer Besonderheiten würden in diesem Beitrag zu weit führen. Viele bauliche Details wurden vorzüglich restauriert und wir müssen dankbar sein, dass wieder ein wertvolles historisches Bauernhaus in situ gerettet wurde. Durch die Erhaltung solcher Gebäude wird nicht nur der ursprüngliche Charakter einer Landschaft erhalten, sondern auch das Dorfbild wird für heutige Besucher eher fassbar. ■

BILDMATERIAL

- Abb. 2: Vermessungsamt Ravensburg
- Abb. 1, 3, 4, 5: Karlheinz Buchmüller
- Abb. 6 - 8b: Heinrich Jäger

„Fördergemeinschaft Bauernhausmuseum Wolfegg e. V."

Die Fördergemeinschaft wurde im Dezember 1976 in Wolfegg gegründet. Das „Bauernhaus-Museum Wolfegg" ist eines der 7 Bauernhaus-Freilichtmuseen des Landes Baden-Württemberg („Die 7 im Süden"), das bis zum Jahr 2003 von der Fördergemeinschaft betrieben und seitdem vom Landkreis Ravensburg übernommen wurde.

Die „Wolfegger Blätter" erscheinen 1-2 mal jährlich in Zusammenarbeit mit dem Landkreis Ravensburg, Eigenbetrieb Kultur. Wir freuen uns über Beiträge, Anregungen sowie ideelle und finanzielle Unterstützung.

KONTAKT UND INFORMATIONEN:

1. VORSITZENDER:

Eberhard Lachenmayer — Tel.: 07527 / 51 24
Friedhofstraße 14, 88364 Wolfegg — eberhard.lachenmayer@t-online.de

2. VORSITZENDER

Franz Füßinger — Tel.: 07527 / 54 01
Hohgreut 3, 88364 Wolfegg — franz.fuessinger@t-online.de

SCHRIFTFÜHRERIN UND GESCHÄFTSSTELLE:

Marlene Bräutigam — Tel.: 07520 / 53 77
Fax.: 07520 / 92 32 54
Haslacher Straße 9, 88279 Amtzell — marlene.braeutigam@gmx.de

KASSE:

Julia Schön — Tel.: 07527 / 52 11
Vogter Straße 56, 88267 Vogt – Grund — julia@schoen-gebaeudetechnik.de

BEIRÄTE:

Karlheinz Buchmüller — Tel.: 07529 / 12 36
Bergstraße 46, 88267 Vogt — kabuvogt@t-online.de

Heinrich Jäger — Tel. 07527 / 23 44
Gaishaus 1, 88364 Wolfegg — heinrich.jaeger@swepartverktyg.se

Hans-Jürgen Klose — Tel.: 08395 / 32 89
Berg 25, 88430 Rot an der Rot — hans-juergen.klose@t-online.de

Bernd Auerbach — Tel.: 07529 / 91 22 41
Tannerstraße 31, 88267 Vogt — bernd_auerbach@me.com

BANKVERBINDUNG:
Kreissparkasse Ravensburg
(BLZ 650 501 10) Kto-Nr. 62 369 466

Für den Inhalt des Artikels und die Bildrechte ist der jeweilige Autor verantwortlich.

Die Fördergemeinschaft ist als gemeinnützig anerkannt; Mitglieder zahlen einen Jahresbeitrag von 15 Euro und erhalten die „Wolfegger Blätter" sowie beliebig oft freien Eintritt im Museum; die ganze Familie zum Beitrag von 30 Euro.

Sarah Berger

Veranstaltungen und Besucherservice im Bauernhaus Museum

Stets ein Lächeln und allzeit gewusst wo und wie – so kennen und schätzen die Kollegen und Gäste des Bauernhaus-Museums Sarah Berger. Das Organisationstalent aus Leutkirch arbeitet seit 2009 im Museum: Zuerst hat sie hier erfolgreich ihre Ausbildung als Kauffrau für Tourismus und Freizeit absolviert, seit eineinhalb Jahren gehört sie fest zum Stammteam des Museums. Breit gefächert sind ihre Aufgaben und das ist es auch, was ihr besonders gut gefällt an ihrer Arbeit: Im Sekretariat berät sie Besucher bei Buchungsanfragen, im Museumsladen kümmert sie sich um die Bestellungen und den Wareneinkauf und ihre grafischen Kompetenzen kann sie in den zahlreichen Printmaterialien wie Plakate, Flyer und Broschüren umsetzen. Ihre große Leidenschaft ist die Veranstaltungsplanung und dabei besonders die Tierveranstaltungen: Egal ob sie es mit sensiblen Eseln oder behäbigen Kaltblütern zu tun hat – sie bewahrt stets Ruhe und den Überblick. Das Beste daran ist: Sarah macht dabei keinen Unterschied zwischen Vier- und Zweibeinern! Der schönste Lohn für sie selbst ist, wenn die eigene Begeisterung für ihr Schaffen bei den Menschen überspringt.

Katharina Wiemer

Volontärin im Bauernhaus Museum

Im trüben November 1984 geboren, aufgewachsen im fußballbegeisterten Landkreis Kaiserslautern, Rheinland-Pfalz habe ich im Magisterstudiengang die Fächern Europäische Ethnologie / Volkskunde – Neuere und Neueste Geschichte und Musikwissenschaft an der Julius-Maximilians-Universität Würzburg studiert. Magisterabschluss 2013 mit dem Thema „Wohntopien – Alexander Kochs Zeitschrift "Innen-Dekoration". Eine Quellenstudie".

Erste museale Erfahrung sammelte ich im Fränkischen Freilandmuseum Bad Windsheim, danach Werkverträge im Kirchenburgmuseum Mönchsondheim (Lk. Kitzingen), Depot für Technikgeschichte in Schweinfurt und im Diözesanarchiv Würzburg.

Zudem war ich Studentische Hilfskraft am Lehrstuhl für Europäische Ethnologie/ Volkskunde, in der Universitätsbibliothek und am Institut für Musikforschung der Universität. Daneben engagierte ich mich in der Fachschaftsinitiative EE/VK und war Mitorganisatorin der dgv-Studierendentagung „geh raus" 2011 an der Uni Würzburg.

In meiner Freizeit singe ich im Chor und spiele in der Katholischen Vereinskapelle Enkenbach mit und bin ansonsten gerne in der Natur unterwegs.

Von meiner Zeit als Volontärin im Bauernhaus-Museum Wolfegg erhoffe ich mir eine spannende, abwechslungsreiche Zeit, in der ich meine im Studium erworbenen Kenntnisse praktisch umsetzen kann. Aber in der ich auch neue Menschen sowie die Region und ihre kulturellen Themen kennen lernen kann.

Oberschwäbischer Mühlenpreis 2013

für die Hofmühle Högerle Ochsenhausen-Goppertshofen (Lkr. Biberach)

von Dr. Lutz Dietrich Herbst und Gerd Graf

Die Arbeitsgemeinschaft „Mühlenstraße Oberschwaben" e.V. hat in diesem Jahr zum ersten Mal den Oberschwäbischer Mühlenpreis vergeben. Preisträger ist der 86jährige Landwirt Josef Högerle aus Goppertshofen, einem Ortsteil der Stadt Ochsenhausen (Lkr. Biberach). Bereits im Jahre 1128 wird für Goppertshofen eine welfische Mühle erwähnt. 700 Jahre später wurde das dann klösterliche Stampfwerk an einem Mühlkanal der Rottum abgebrochen und durch einen einfachen Neubau mit zwei Mahlgängen ersetzt. Im Jahre 1958 grub die Flurbereinigung der Rottumaue einer der letzten beiden Hofmühlen Oberschwabens das Wasser ab: die Wiesen der Rottumaue wurden traktorenfähig umgestaltet und der Kanal auf das Rad der Mühle zugeschüttet. Trotzdem pflegte Josef Högerle das Erbe seines Vaters, indem er regelmäßig für ein gepflegtes äußeres Erscheinungsbild des kleinen Mühlenhauses am Westrand des Dorfes sorgte und bewies gegenüber allen Besuchern eine große Gastfreundschaft.

Zuletzt haben Högerle sowie der 91jährige Mechanikermeister Hans Angele und der 72jährige Zimmermeister Ernst Schädle sowie der Sonthofer Mühlenbauer Robert Vetter mit tatkräftiger Unterstützung zahlreicher Nachbarn die Antriebsmechanik im Innern der Mühle restauriert, das seltene Stauberrad neu aus Eichenholz gefertigt und das Dach neu eingedeckt. Ein kleines Wasserbecken wurde ausgehoben und das Haus komplett neu verputzt und angestrichen.

Besucher können auf telefonische Voranfrage die alten Mahlgänge samt dem Beutelkasten neben anderen Erinnerungsstücken des Hofes bewundern. Sämtliche technische Einrichtungen sind noch voll funktionsfähig, warten jedoch auf eine leicht zu regulierende Antriebskraft. Seit 2005 zählt die Hofmühle Högerle zu den besonderen Raritäten der kulturhistorisch bedeutsamen Mühlenstraße Oberschwaben. Seither haben selbst Mühlenfreunde aus Dänemark, Belgien, Österreich und der Schweiz ihren Weg ins Ochsenhauser Rottumtal gefunden.

Die CDU-Politikerin und Biberacher Kreisrätin Elisabeth Jeggle fand als Schirmherrin der Mühlenstraße Oberschwaben bei der Preisverleihung in der Heggbacher Klostermühle folgende Worte: "Die Mühlen stellen ein Erbe unserer oberschwäbischen Region dar. Diese vor dem Verwaisen und dem Verfall zu bewahren bedarf eines langjährigen, unablässigen und unermüdlichen Engagements." Es erfülle sie mit großer Freude, wenn nun das zeit-, kosten- und arbeitsintensive Engagement Högerles vor Ort mit dem Oberschwäbischen Mühlenpreis 2013 angemessen gewürdigt worden ist. ■

Fördergemeinschaft zur Erhaltung
des ländlichen Kulturgutes e.V.

BAUERNHAUS MUSEUM WOLFEGG

Ein Museum braucht Freunde und Förderer

Machen auch Sie mit und unterstützen Sie das Museum

Die „Fördergemeinschaft zur Erhaltung des ländlichen Kulturguts e.V.“ hat das Bauernhausmuseum Wolfegg aufgebaut und in Eigeninitiative von 1977 bis 2003 betrieben. 2003 wurde das Museum an den Landkreis Ravensburg als neuen Träger übergeben. Die ideelle und materielle Förderung des Bauernhausmuseums Wolfegg ist die primäre Aufgabe der Fördergemeinschaft.

Als Mitglied in der Fördergemeinschaft

- Unterstützen Sie den Landkreis als Museumsträger bei der Erhaltung ländlichen Kulturguts,
- tragen Sie mit Ihrem Mitgliedsbeitrag zur Finanzierung des Museums bei,
- erhalten Sie Informationen aus erster Hand,
- können Sie sich aktiv an der Weiterentwicklung des Museums im Rahmen der gegebenen Möglichkeiten der Fördergemeinschaft beteiligen.

Laufende und abgeschlossene Projekte der Fördergemeinschaft

- Finanzierung von 3 Verkaufsständen für das Museum
- Finanzierung der Versetzung des Waaghauses beim Blaserhof
- Zuschuss für Werkstattbau
- Zuschuss für die Beschaffung von Audioguides für Schwabenkinderausstellung
- Beteiligung an Finanzierung und der Gestaltung Hoffläche des Blaserhofs
- Beteiligung an Finanzierung der Gerätschaften in der Zehntscheuer Gessenried
- Mitwirkung an Planung und Bauausführung des Blaserhofs
- Beteiligung an der Planung des Projekts „Schwabenkinder“
- Regelmäßige Beteiligung an Veranstaltungen im Museum – Bewirtung und Verkauf
- Erhaltenswerter Gebäude: Auszeichnung der Bauherren

Mit der Herausgabe der „Wolfegger Blätter“ wird dem Museum und Mitgliedern der Fördergemeinschaft die Möglichkeit zur Veröffentlichung von wissenschaftlichen Artikeln und Berichten gegeben.

Vorteile einer Mitgliedschaft

- Sie erhalten freien Eintritt ins Museum
- Sie erhalten regelmäßig Einladungen zu Veranstaltungen im Museum
- Sie erhalten die „Wolfegger Blätter“
- Themenführungen durchs Museum

An das
Bauernhaus-Museum Wolfegg
z. H. Frau Marlene Bräutigam
Vogter Str. 4
88364 Wolfegg

Tel.: 0 75 20 53 77
E-Mail: marlene.bräutigam@gmx.de

Beitrittserklärung:

Hiermit erkläre ich / wir, meinen / unseren Beitritt zum gemeinnützigen Verein „Fördergemeinschaft Bauernhaus-Museum Wolfegg e.V“.

☐ Als Einzelmitglied mit einem Jahresbeitrag von mind. 15.- €

☐ Als Familienmitgliedschaft mit einem Jahresbeitrag von mind. 30,- €
(Eltern und Kinder bis 16 Jahren, bitte die Vornamen Ihrer Kinder eintragen)

.....

.....

☐ Als juristisches Mitglied mit einem Jahresbeitrag von mind. 50,- €

☐ Als förderndes Mitglied mit einem Jahresbeitrag nach Selbsteinschätzung von .....€ (mind. 50,- €)

Einzugsermächtigung:

Ich / wir ermächtigen die Fördergemeinschaft Bauernhaus-Museum Wolfegg, den jährlichen Mitgliedsbeitrag von unten angegebenen Konto einzuziehen:

Name: ..... Vorname:.....

Straße: ..... PLZ / Ort: .....

Tel.: ..... Mail: .....

Bank: .....

BLZ: .....

Konto-Nr.: .....

Datum, Unterschrift: .....

Bauernhaus-Museum
Wolfegg

Veranstaltungen 2014

Samstag, 23.03., 11 – 16 Uhr
Saison- und Ausstellungseröffnung

Sonntag, 06.04., 10 – 17 Uhr
Schwabenkindertag

Ostermontag, 21.04., 10 – 17 Uhr
Ostern im Museum

Donnerstag, 01.05., 10 – 18 Uhr
Kräuter- und Blümlesmarkt

Sonntag, 18.05., 10 – 18 Uhr
Käsemarkt

Pfingstmontag, 09.06., 10 – 18 Uhr
Schaf- und Handarbeitstag

Sonntag, 15.06., 10 – 18 Uhr
Oldtimer-Traktorentreffen

Samstag, 06.09. und Sonntag, 07.09., je 10 – 18 Uhr
Traditionelles Museumsfest

Samstag, 20.09. und Sonntag 21.09., je 10 – 17 Uhr
Kaltblütertage

Samstag, 11.10. und Sonntag, 12.10., je 10 – 17 Uhr
Apfel- und Kartoffeltage
Live-Übertragung SWR-Fernsehen

Samstag, 08.11. und Sonntag, 09.11.
Hausschlachtung wie früher

Samstag, 13.12. und Sonntag 14.12.
Winterzauber-Adventsmarkt

KALTBLÜTERTAGE 2012

Impressionen

Nächster Kaltblütertag:

20. + 21. Sept. 2014